WIENER SPRAZIERGÄNGE

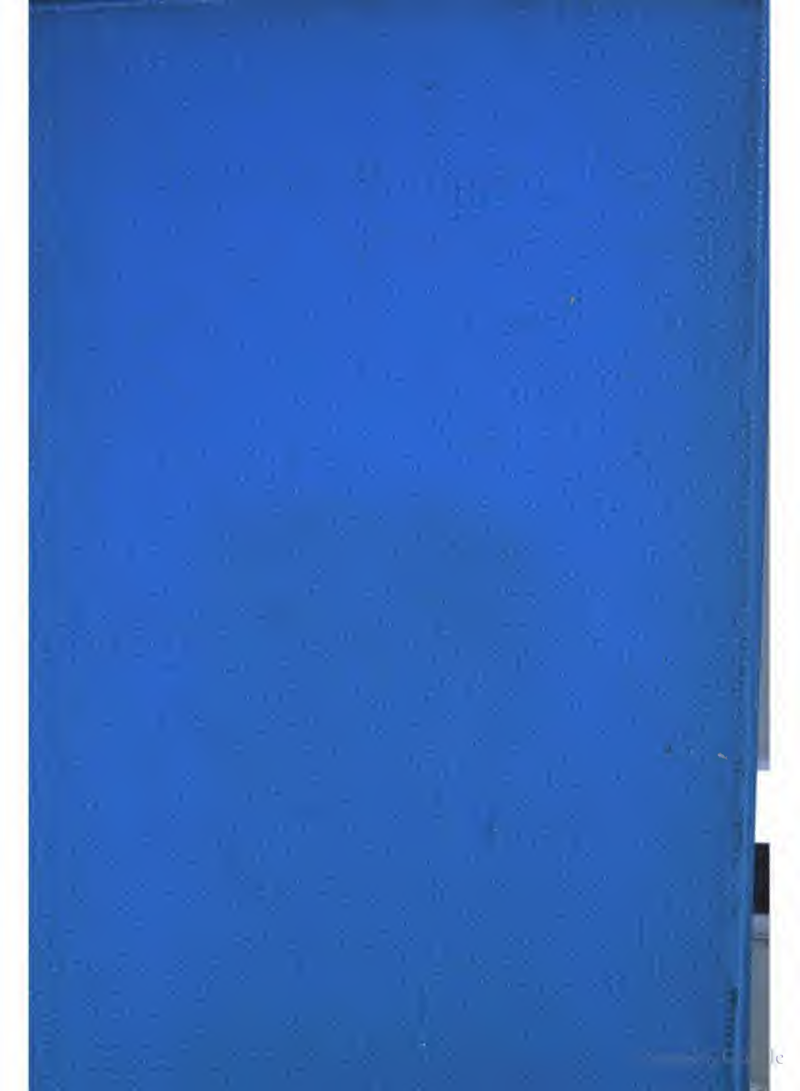
Daniel Spitzer





SPITZER















Wiener Spaziergänge.

Von

D. Spitzer.

Wien 1869.

Druck und Verlag von R. v. Waldheim.

Vorwort.

Das Büchlein, welches ich dem Leser hier vorlege, enthält eine kleine Auswahl aus den Sonntagfeuilletons, die als „Wiener Spaziergänge" unter der Chiffre Sp—r. in der „Presse" erschienen sind. Ich begann dieselben im Jahre 1865 in dem „Lokalanzeiger" des genannten Journals und setzte sie ein Jahr später in dem Hauptblatte fort, eine Uebersiedlung, deren Gründe ich auf Seite 37 näher auseinander gesetzt habe.

Daß diese Feuilletons die Vorgänge der Woche behandeln, oder doch an diese anknüpfen, macht sie zu eigentlichen Journalartikeln und es ist vielleicht ein gewagter Versuch, aus solchen ein Buch, wenn auch nur ein kleines Buch, machen zu wollen!

Man hat das Feuilleton gerne eine Eintagsfliege genannt, und ihm keine längere Existenzfrist gönnen wollen, als die kurze Spanne Zeit vom ersten Grauen des Frühstücks bis zum beginnenden Dämmern der Abendblätter. Ist diese Frist um, dann soll es aus der

Welt scheiden und in die verschiedenen schlechteren oder besseren Jenseits hinübergehen, welche in der Regel der alten Zeitungen harren.

Ich glaube, daß es wenig ermuthigend für den Leser eines Buches ist, wenn der Verfasser gleich im Vorworte um Entschuldigung bittet, daß er dasselbe geschrieben. Ja, der Verleger sollte ein derartiges Vorwort dem Autor gar nicht gestatten, da ein solches nicht nur den Käufer vom Lesen, sondern auch den Leser vom Kaufen abschrecken könnte. Hätte ich nicht solche Bedenken, so würde ich den Wiederabdruck meiner Feuilletons wenigstens zu entschuldigen versucht haben, und wenn schon mit nichts Anderem, mit meinem — Verleger.

Sowie gesetzte, aber heiratslustige Mädchen auf eine, auch nur in den allgemeinsten Umrissen wiedergegebene Liebeserklärung antworten: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“ so konnte ich jedem Tadler, welcher meinen Sammelfleiß einer bessern Sache würdig gefunden hätte, erklären: „Sprechen Sie mit meinem Verleger!“

Der Maulaufreißer von Wien.

(Juli 1865.)

Seit einiger Zeit treibt sich wieder in Wien eine Persönlichkeit herum, welche schon ganz verschollen war. Man sieht sie überall, im Kaffee- und Wirthshause, im Theater und im Volksgarten, im Abgeordnetenhause und in der Hinterbrühl — es ist der Maulaufreißer von Wien. Das Charakteristische an ihm ist, daß er zu allem „Unglaublich!" sagt, und doch alles glaubt; ja, als er neulich im Abgeordnetenhause hörte, wie der Abgeordnete Herr Skene die leere Bank mit „die Herren dort von der Ministerbank" apostrophirte, ließ er es sich nicht nehmen, daß die Minister unter der Bank versteckt seien.

Er besitzt das Talent zuzuhören, ohne daß man spricht, und spricht man, so sperrt er den Mund bis zu den Ohren auf, als wenn er jedes Wort nicht nur hören, sondern auch essen wollte. Er liest alle Zeitungen, und hat doch nie eine gelesen, denn die Mittheilung der einfachsten Zeitungsnachricht, etwa daß Graf Belcredi nach Franzensbad abgereist sei, empfängt er mit: „Unglaublich!" „Was Sie nicht sagen! Ah!" Er kommt aus dem Zu-

stande der Verblüffung gar nicht heraus, und wenn die Telegrafendrähte ordentlich spielen, muß er ein Glas Wasser nach dem anderen trinken.

Wünscht man im Kaffeehause ein Blatt zu lesen, welches er gerade liest, so darf man beileibe nicht sagen: „Ich bitte, mein Herr, wenn Sie gelesen haben;“ denn er sieht den Interpellanten ungemein erstaunt an, und in der festen Ueberzeugung, es müsse etwas ganz außerordentlich Merkwürdiges in dem Journale enthalten sein, liest er es mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende. Und er täuscht sich nie; denn wie sollte selbst im harmlosesten Blatte etwas zu finden sein, was den Maulaufreißer nicht frappirt.

Er ist eine Spezialität darin, daß er jeden Witz für bitteren Ernst hält, und gar nie auf einen solchen eingeht. Als ihm jemand den Witz erzählte: Ein Banquier, welchen unsere traurigen Finanzverhältnisse mißlaunig machten, habe einem Freunde auf der Börse gegenüber ausgerufen: „Wenn das so fort geht, werden noch Alle betteln gehen müssen,“ und der Freund habe ruhig gefragt: „Ja wohl, aber zu wem?“ war der Maulaufreißer vor Verwunderung außer sich, und sagte: „Ah! also wirklich, weiß man das noch nicht?“

Es kann sich Niemand rühmen, ihn zum Lachen gereizt zu haben, es war aber noch Keiner so langweilig, der ihn nicht in Spannung versetzt hätte; und wenn im Theater der allgemeine Schlaf durch ein Ah! gestört wird, so darf man darauf schwören, daß er im Publikum ist.

Wenn man in besonders bewegter Zeit zu ihm auch nur sagt: „Also wissen Sie bereits?“ ruft er schon:

„Ah, merkwürdig!“ und erzählt man ihm gar das neueste Telegramm, so trocknet er sich die Stirne, als wenn er die Depesche auf ihrem ganzen Wege zu Fuß begleitet hätte. Deshalb haben ihn schon skeptische Naturen in Verdacht gehabt, es sei ihm gar niemals um die Neuigkeit zu thun, sondern nur um die Emotion. Er besitze nämlich Anlagen zum Fettwerden, und wenn er beim Anhören einer Nachricht den Mund aufsperre, so illustrire dies nur den in ihm vorgehenden Gedankenprozeß: „Jetzt trinke ich wieder meinen Becher Karlsbader Sprudel!“ Wäre es ihm aber um das Magerwerden zu thun, so würde er gewiß nur zur Bantingcur seine Zuflucht nehmen, denn seit den Trichinen hat ihn nichts so sehr aus der Cotenance gebracht, als diese Cur. „Was, mager? unglaublich, ah!“

Seine Toilette ist immer derangirt, denn wenn er einen ernsten Anfall von Erstaunen bekommt, reißt ihm ein Hemd- oder doch wenigstens ein Hosenknopf. Seit mehreren Tagen trägt er auch kein Halstuch mehr, denn bei der Nachricht, daß die Treffer der Eßterhazy-Lotterie nicht ausbezahlt worden seien, hatte er vor Erstaunen das Tuch so zugeschnürt, daß er sich fast erwürgt hätte.

Zur Zeit der Ministerkrisis kam er blutend und mit sieben Schnittwunden am Halse in das Kaffeehaus. Nicht etwa, daß er als Anhänger Schmerling's einen Selbstmordversuch gemacht hätte. Nein, aber der Unglückliche war gerade in der Rasirstube unter dem Messer, als daselbst die neuesten Minister-Kandidaten genannt wurden. Leider wurden gerade an dem Tage sieben genannt, und einem unglücklichen Zufalle war es zu danken, daß in der Rasirstube damals das

Finanzministerium nicht neu besetzt worden war — der Maulaufreißer hätte sich verblutet.

Als ihm ein Herr neulich mittheilte, daß das große Bankhaus Schuller & Komp. die Zahlungen eingestellt habe, blickte er starr und sprachlos vor Erstaunen vor sich hin, so daß der Erzähler theilnahmsvoll bemerkte: „Oh Sie Aermster, Sie sind gewiß betheiligt und nicht vorgemerkt!“

Es ist unbegreiflich, wie er vor Erstaunen dazu hatte kommen können, sich zu verlieben, aber es ist eine, wenn auch unglaubliche Thatsache. Gestern hat er geheiratet, der Maulaufreißer von Wien, und als seine Braut vor dem Priester sich laut und klangvoll mit „Ja“ vernehmen ließ, konnte sich der Maulaufreißer nicht enthalten: „Ah unglaublich!“ auszurufen.

Das Eugen-Monument.

(Oktober 1865.)

Es war an dem Tage der Enthüllung des Eugen-Monuments, als ich einem meiner Freunde, einem hartnäckigen Politiker, in tiefes Nachdenken versunken, auf der Ringstraße begegnete. Nun scheint mir bei der gegenwärtigen Sachlage das Nachdenken über unsere politischen Zustände ebenso gewiß eine totale Verrücktheit nach sich

ziehen zu müssen, wie in Rußland auf das intensive Blauwerden der Nase, das Erfrieren derselben folgt; und wie es dort bei strenger Kälte Pflicht der Nächstenliebe ist, den zerstreuten Spaziergänger auf die bedenkliche Farbe seiner Nase aufmerksam zu machen, halte ich es bei uns für die Aufgabe des Philanthropen, Jedermann aus seiner politischen Meditation, und sei es mit Gewalt, zu reißen, indem man ihm nöthigen Falles ein Glas Wasser über den Kopf schüttet.

Da ich nun kein solches bei der Hand hatte, faßte ich meinen Freund bei den Schultern, schüttelte ihn, und stellte ihm die Frage: Heizen Sie schon?

— Glauben Sie, fragte dieser, statt zu antworten, daß das Sinken des Thermometers von politischer Bedeutung werden kann?

— O ja, bemerkte ich, denn wir müssen hoffen, daß diejenigen, denen wir in diesem Sommer vergeblich einen Sonnenstich gewünscht haben, im kommenden Winter wenigstens erfrieren werden.

— War dies übrigens, fuhr ich fort, der Gegenstand, über welchen Sie nachdachten, als ich Ihnen begegnete?

— O nein, antwortete mein Freund; ich dachte vielmehr, da ich eben von der Besichtigung des Eugen-Monuments gekommen war, darüber nach, was wohl geschehen wäre, wenn der edle Ritter Arneth die Türken nicht geschlagen hätte —

— Der edle Ritter „Prinz Eugen", verbesserte ich.

— Ganz richtig, wenn also der Prinz Eugen die Türken nicht geschlagen hätte.

— Ich glaube, bemerkte ich, daß wir dann eine ganz gute Mittelsorte türkischen Tabaks zu einem anständigen Preise bekommen würden; daß das Balletkorps aus jüngeren Schönheiten bestehen würde als gegenwärtig, wo es Methusalem's gesammelte Jahre tanzt, und daß die Direktoren der Kreditanstalt die seidene Schnur bekommen hätten, um mit dieser Welt abzuschließen und dann wäre die Welt gewiß zu Grunde gegangen, wenn die Direktoren der Kreditanstalt mit ihr abgeschlossen hätten.

Vorher aber, setzte ich fort, hätten wir unseren Schwerpunkt in Temesvar gefunden, auch ohne den Vorschlag der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, welche vielleicht in türkischer Sprache erschiene, während Herr v. Bismarck nicht Graf, sondern Pascha von drei Roßschweifen geworden wäre, und die arme Lucca läge möglicherweise gesäckt im Bosporus bei der Ferdinandsbrücke, über die man dann direkt statt in die Leopoldstadt nach Kleinasien käme.

— Und Baiern? fragte mein Freund.

— Das Bier, antwortete ich, würde Staatsmonopol sein, Herr v. d. Pfordten, mit seinem schönen Streben nach Selbstständigkeit der Mittelstaaten, scheint mir zu einem baierischen Mehemet Ali wie geschaffen, und Richard Wagner würde seine türkische Musik an der Spitze eines Regiments Janitscharen machen.

Die Sachsen aber hätten einen feurigeren Kaffee als gegenwärtig, ihr Beust-Pascha wäre durch einen speziellen großherrlichen Ferman ermächtigt, einen schwarz-roth-goldenen Turban zu tragen, und das „Achherrjeses“

würde, nachdem der Islam Staatsreligion wäre, bei einer Strafe von hundert Bambusstreichen auf die Fußsohlen verboten.

Die Fonds aber zu dem einigen türkischen Deutschland würde der Freiherr v. Rothschild beizuschaffen haben, der Titel, Rang und Charakter Nathan des Weisen bekäme.

Der Ballchronist.

(Jänner 1866.)

O glücklicher Kaiser Barbarossa, der Du im Kyffhäuser sitzest und schläfst „ob schön, ob Regen", bis die Raben nicht mehr um den Berg fliegen; dann erst wachst Du auf und rettest Deutschland aus tiefem Verfalle.

Es ist sonderbar, daß die Deutschen den Mann, von welchem sie ihre Erlösung erwarten, sich im schlafenden Zustande denken; aber nicht um seine hohe Mission beneide ich den Rothbart, sondern darum, daß er schlafen kann, schlafen im Fasching! Für uns Wiener Genußmenschen ist es gleich, ob die Raben fliegen oder nicht, wir kommen nicht in's Bett, und ach um den Preis, schlafen zu können, würden wir vielleicht auch etwas für Deutschland thun, z. B. die Photographie des Grafen Bismarck kaufen.

Glücklich derjenige, der all die tausend Faschings- reuden aus Ueberzeugung mitmacht, aber wahrhaft bedauern müssen wir denjenigen, den nicht Neigung, nicht Ueberzeugung, nicht Gelübde zu diesen hinziehen, dem im Gegentheile eine innere Stimme fortwährend zuruft: Schlafen möcht' ich! — den Feuilletonisten, diesen Journal-Wischnu, der in der entsetzlichen Verkörperung, die er im Fasching annimmt, Ballchronist heißt.

Erst gestern traf ich einen meiner Freunde, einen armen Teufel von geistreichem Feuilletonisten, eifrigst in einem Adreßbuch blätternd.

„Was suchen Sie," fragte ich ihn, „vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben?"

„Ach ja," antwortete er, „ich bitte Sie darum; können Sie mir nicht sagen, wo ich wohne?"

„Wie, Sie wissen nicht, wo Sie wohnen!" und ich dachte statt an seine Adresse, an die Adresse berühmter Irrenärzte; denn der Aermste war offenbar verrückt geworden.

„Ich bin," fuhr er hierauf zur Erläuterung fort, „der Unglücklichste aller Menschen. Sie wissen, daß ich in Pest war, um die Feierlichkeiten der Landtagseröffnung feuilletonistisch zu beschreiben. Da es nun bei anhaltenden Eljenrufen möglich gewesen wäre, daß die Feierlichkeiten bis Lichtmeß gedauert hätten, hatte ich hier meine Wohnung vermiethet und war so bei meiner Rückkunft nach Wien genöthigt, eine neue Wohnung zu nehmen. Ich habe das Zimmer, welches ich miethete, seit damals nicht wieder gesehen, denn noch an dem Tage, da ich eingezogen war, übernahm ich bei

meinem Journal die Stelle eines Ballchronisten. Ich stürzte von Ball zu Kränzchen, von der Reunion in Hütteldorf zu dem Maskenball im Wiedner Theater; ich war an einem Abend in Fünfhaus mit einer „Schlafhaube", in Lerchenfeld als Kürassier aus dem dreißigjährigen Kriege und bei einem „Tänzchen" im Hesperus im schwarzen Frack. Bei Nacht tanze ich und bei Tage referire ich, kein Wunder, daß ich meine Adresse vergessen habe."

„O Sie dreimal Unglückseliger," rief ich, „und wann schlafen Sie denn?"

Der Gefragte blickte nach allen Seiten um, legte dann den Finger auf den Mund und antwortete leise:

„Während ich schreibe!"

Eine Badereise nach Reichenau.

(April 1866.)

Newton, gefragt, wie so er die Gesetze des Falles entdeckt habe, antwortete: Weil ich immer daran dachte. Das fortwährende Nachdenken über einen Gegenstand jedoch, das Newton zum Philosophen machte, hat schon Andere, deren Nachdenken weniger fruchtbar war, zu Narren gemacht, und da das Ministerium Bismarck vorderhand

nicht zu den Körpern zu gehören scheint, welche „fallen,“ so wird uns nichts übrig bleiben, als darüber zu Narren zu werden.

Der Graf Bismarck wird zur fixen Idee bei uns werden, nachdem wir uns gewöhnt haben, ihn als den letzten Grund aller bemerkenswerthen Erscheinungen anzusehen. Warum fallen die Papiere? Weshalb bekommen wir Staatsnoten? Weßhalb gehen die Geschäfte so schlecht? Auf jede dieser Fragen bekommen wir den Grafen Bismarck zur Antwort, so daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn endlich Einer auf die Frage: Warum friert Sie? antworten sollte:

Weil der Graf Bismarck keine Perrücke trägt.

Ich selbst war in der letzten Zeit durch anhaltendes Nachdenken über den preußischen Ruhvergifter, wozu ich leider als Feuilletonist der Presse gezwungen war, verstimmt und etwas nervös geworden. Ich war ja zuletzt so weit gekommen, es der Vorsehung in diesem weitverbreiteten Blatte übel zu nehmen, daß sie den Grafen Bismarck, da sie ihn zu etwas Großem bestimmte, nicht lieber zum Tenor gemacht hatte, als zum preußischen Premier. Wenn ein Werkelmann im Hofe seinem schrecklichen Berufe oblag, dachte ich daran, wie patriotisch es von den Werkelmännern wäre, wenn sie mit vereinten Kräften dem Grafen Bismarck das „Deutsche Vaterland“ so lange vorwerkeln würden, bis er dasselbe satt bekäme, eine Eisenbahn-Fahrkarte löste und sich beim Bey von Tunis als Premier engagiren ließe; und als ich neulich wie gewöhnlich beim „Erzherzog Karl“ zu Mittag speiste, bemerkte ich, wie meine Tischgenossen mich plötz-

lich lächelnd fixirten — ich hatte einen Monatrettig, den ich eben salzte, laut vor mich hin mit „Euer Exzellenz!" angesprochen.

Ah, du mußt etwas für dich thun, sagte ich zu mir, denn das ist ein — Symptom. Ich ging in den juridisch-politischen Leseverein und nahm die „Medizinische Wochenschrift" zur Hand, um etwa einen ähnlichen Fall, in welchem Jemand eine Gemüse für einen Minister gehalten hatte, dort zu entdecken. Ich fand zwar nicht die gewünschte Aufklärung, aber ich erinnerte mich plötzlich, daß ich durch den Redakteur jenes Blattes eine Einladung zur feierlichen Eröffnung des „Rudolfsbades" in Reichenau erhalten hatte, und so trieb mich Graf Bismarck nach Reichenau.

Reichenau, Geliebte! wenn ich ein reicher Mann wäre, würde ich mir in dein Herz eine Villa bauen; wenn ich ein großer Musikus wäre, würde ich dir mein Opus I widmen; wenn ich ein Parfumeur wäre, würde ich ein Parfum de Reichenau erfinden, gegen welches Violette de Parme nach Schuhwichse röche; aber so bin ich kein reicher Mann, kein großer Musikus, und nicht einmal ein Parfumeur, ich kann dir nichts anbieten, als meine große Liebe, manchmal den Eilzug der Südbahn benützen, um in deine Arme zu fliegen, und wenn ich dich verlassen muß, wünschen: daß noch keine Südbahn bestünde, sondern nur eine Stellwagen-Verbindung zwischen Reichenau und Wien, damit ich nie von der Stelle käme.

Ein Separat-Eilzug erwartete Dienstag 10 Uhr Vormittags die geladene Gesellschaft, zum größten Theile

aus Aerzten, zum kleineren Theile aus Journalisten bestehend. Obwohl kein Vergnügen ohne Damen denkbar ist, waren die letzteren bei diesem ärztlichen Vergnügungszuge nicht einmal durch die Töchter des Aeskulap, die Hebammen, vertreten, und der geistreichste Frauenarzt aus der inneren Stadt ist doch noch immer kein Ersatz für ein naives Mädchen aus der Vorstadt.

Nachdem ich mich vorsichtig und gewissenhaft auf Grünspan untersucht hatte, setzte ich mich im Bewußtsein meiner Wohlverzinntheit furchtlos in denselben Waggon, in welchem die Stadtphysiker Platz genommen hatten. Da saß auch der drakonische Groß-Inquisitor der Geschirre, Dr. Innhauser, aber ich lächelte, denn ich hatte mein letztes Kupfergeld auf Zigarren ausgegeben.

„Sie sind wohl auch Arzt?“ fragte mich mein Vis-à-vis. „Im Gegentheile,“ bemerkte ich, „ich bin Patient, ich habe den Bismarck-Rheumatismus im Kopfe; sobald ich die „Norddeutsche Allgemeine“ lese, „reißt“ es mich.“

Liesing, Baden, Vöslau seid mir gegrüßt; sieh da Wiener-Neustadt! Als ich im Oktober ebenfalls nach Reichenau fuhr, hielt hier der Zug fünf Minuten, und ich verließ dich, du liebliches Städtchen, mit Thränen im Auge — die „Frankfurter“ waren vortrefflich, aber der Kren war so scharf.

Der Schneeberg hatte noch immer nicht Frühling gemacht, er lag vor uns mit einer weißen Schlafhaube, denn sein Gipfel war eingeschneit, obwohl die Sonne dem Langschläfer in's Gesicht lachte. „Geben Sie Acht,“ sagte ein Herr neben mir, indem er mich vom Fenster

wegzog, „Sie werden sich erkälten." Der Herr trug zwei Paletots, sowie einen Plaid, und hatte einen Handkoffer neben sich, als wenn es sich um eine Nordpolexpedition gehandelt hätte. Ich bin überzeugt, er trug auch insgeheim eine Schwimmhose, für alle Fälle.

Nicht ganz zwei Stunden hatte die Fahrt gedauert, und wir waren in Payerbach. Die Geladenen wurden hier von den Eigenthümern des Rudolfsbades, den beiden Brüdern Waisnix, empfangen, stiegen in die bereitstehenden Wagen, und in einigen Minuten waren wir in Reichenau.

Schade, daß Mosenthal nicht mitgefahren war, denn der Herr Pfarrer hielt eine Rede.

Ich muß gestehen, daß mich diese Kaltwasseranstalt etwas enttäuschte. Ich hatte mir vorgestellt, grauenhafte Instrumente zu finden und Marterwerkzeuge, mit welchen ein verstockter Patient durch die Kaltwasserknechte so lange gefoltert wird, bis er ächzt: Nun ja, ich habe Appetit! oder bis er eingesteht: Mein Kopfschmerz ist verflogen! Aber statt einer peinlichen Kaltwasserordnung fand ich eine appetitliche Hausordnung, einschmeichelnde Badewannen aus Porzellan, hüpfende Betten, liebliche Douchen, verführerische Decken.

Zu den nicht geringsten Vorzügen der Anstalt rechne ich auch den Badearzt. Ich halte viel auf Aerzte von solchem Embonpoint, und ich bin überzeugt, der Pulsschlag eines Fieberkranken wird regelmäßig, wenn der Arzt, der ihn fühlt, die Bantingkur nothwendig braucht. Wenn sich ein Patient in eine Patientin verliebt, kann er vor der Geliebten auf die Knie fallen, und zugleich

ein Fußbad nehmen, so weise eingerichtet ist diese Heilanstalt! Im ersten Stockwerke fand ich einen Rauchsalon mit einem noch keusch verhüllten Billard, und einen Konversationssaal — glückliches Sopha in der Fensternische, wenn du plaudern wolltest, wie viele unruhige Samstage könntest du einem Sonntags-Feuilletonisten ersparen.

Ein diebischer Zephyr war mittlerweile in die Küche eingestiegen und flüchtete jetzt durch die Gänge, so daß ein junger Arzt, welcher in sich versunken an einer Säule lehnte, träumerisch die Augen aufschlug und lispelte: Es riecht nach etwas Gedünstetem! Man eilte zu Tische. Da ich gehört hatte, daß Toaste beabsichtigt wurden, setzte ich mich zwischen zwei Ohrenärzte, und sah so mit Beruhigung der Zukunft entgegen.

O Bismarck, wo ist dein Stachel?

Schon nach den Forellen hatte ich dich vergessen, und als das Dessert servirt wurde, fielst du mir allerdings noch einmal ein, aber da war schon zwischen dir und meinem Grimme Champagner geflossen. Doch halt, spricht er nicht jetzt, weigert er sich nicht, auf das Wohl der Journalisten anzustoßen, hat er nicht eine rothe Nase und einen Schnurrbart und eine Brille? Nein, es ist der Professor Hebra, der eine Philippika gegen die „öffentliche Meinung" hält.

Es schien mir gefährlich, daß gerade ein Spitalarzt die Journalisten so hart anfeindete; denn wenn der Professor Hebra solche Grundsätze in seiner „Klinik für Hautkrankheiten" am Krankenbette zum Besten gibt, so werden zuletzt alle Aussätzigen Feinde der Journalistik

werden, und es wird Leute geben, die nur, weil es sie juckt, die Journalisten für „Schmierer“ halten werden.

Das Los der österreichischen Journalistik ist kein beneidenswerthes. Wird in einer Notiz über das Theater in Leitomischl die Aussprache des ersten Liebhabers getadelt, und erzählt, daß er die erste Liebhaberin regelmäßig anstatt „mein Röslein,“ „mein Rößlein“ anspreche, so sagen alle ersten Liebhaber von Leitomischl bis Napagedl, die österreichische Journalistik sei noch nicht reif für die Preßfreiheit; sagt man einem jammervollen Dichter: seine neuen Gedichte seien eine lyrische Störung der öffentlichen Ruhe, so nennt er die Journalistik arrogant, weil sein einziger Areopag die Nachwelt sei; wird, wie dies neulich der Fall war, unter den Tagesneuigkeiten mitgetheilt, der Sohn des Professors Hebra habe eine skandalöse öffentliche Szene herbeigeführt, so dozirt der Vater, daß die Journalistik den Anstand verletze; ja ich habe Einen gekannt, der nicht begreifen konnte, daß die Zeitungen sein Finanzprojekt als Unsinn erklärten, da doch sein Schwager eine Medaille für Kunst und Wissenschaft besitze.

Was der Journalistik bevorsteht, wenn sie über erste Liebhaber, Lyriker, Professorssöhne und Finanzkünstler mit Medaillenschwägern hinausgreift, darüber schweige ich; aber die Vorsehung hat sehr weise gethan, daß sie den Verfasser der „Juniusbriefe“ das Licht der Welt in England erblicken ließ, und nicht in Fünfhaus.

Dem verunglückten Toast auf die Journalistik folgten noch andere Toaste; ein Badearzt sprach einen Toast in Versen — die Gesellschaft entschloß sich zum Aufbruche.



Die Stimmung war eine heitere, nur ein Ereigniß rief für einen Augenblick eine gewisse Bangigkeit hervor. Ein praktischer Arzt fühlte sich nämlich den Puls und merkte, daß derselbe ausgeblieben war, zu gleicher Zeit vermochte er nur mit Schwierigkeit zu athmen. Er rief einen Kollegen, und nun erklärte sich das Ganze als Mißverständniß. Der Patient hatte nämlich in einer momentanen Zerstreutheit sich den Puls auf der Nase gefühlt, und diesen zwischen beiden Fingern eingeklemmt gehalten, so daß der Athmungsprozeß allerdings nicht mit der früheren Leichtigkeit vor sich gehen konnte.

Bei der Heimfahrt fragte mich ein Freund: „Werden Sie über das Rudolfsbad schreiben?" — „Nein," sagte ich, „denn ich kann bis jetzt, wie der Graf Rostopschin sagen, daß ich mir keines Menschen Tod vorzuwerfen habe, da ich niemals weder einen Koch noch einen Arzt empfohlen habe."

Und nun habe ich doch geschrieben!

Die Mimisch-Plastischen.

(April 1866.)

Man hat es den armen Schneidern aufzubringen versucht, daß zwischen ihnen und den Ziegenböcken eine sehr große Aehnlichkeit bestehen solle. Ich weiß nicht, ob diese Vergleichung jemals berechtigt war; so viel aber ist gewiß,

daß sie für die moderne Zeit nicht mehr paßt, und man braucht nur bei Darstellung der „Familie Benoiton“ im Burgtheater gewesen zu sein, um einzusehen, daß der Schneider weit eher ein Wolf ist, als ein Bock. Ja, der Schneider ist ein hungriger Wolf, der in die Hürde des Familienvaters einbricht, die Mitgift der Frau verschlingt und die Eisenbahn-Aktien des Gemals auffrißt, unbekümmert, ob darunter auch „Junge“ sind. Der Schneiderwolf ist ein nicht zu zähmendes Raubthier, schmeichle ihm, liebkose ihn, mache was du willst, er weist dir schließlich doch die — Rechnung.

Der Mensch liebt es, die Kontraste aufzusuchen, und so entschloß ich mich, nach diesem dramatischen Raffinement die paradiesische Einfachheit auf mich wirken zu lassen, nach der Krinoline das Feigenblatt, nach der Mode die Klassicität, nach Fräulein Reichel die „medicäische Venus“, nach der „Familie nach der Mode“ im Burgtheater die „Mimisch-Plastischen“ im Harmonie-Theater.

Der Aesthetiker kann bei den „lebenden Bildern“ des Herrn Professors Bacher aus Turin sehr interessante Studien machen. So wissen die Mimen gewöhnlich nicht, was sie mit ihren Händen anfangen sollen, die Mimisch-Plastischen wissen nicht, wo sie dieselben zuerst hingeben sollen, sie haben fast zu wenig an zweien, wenn sie nicht die weise Hände-Oekonomie der meerentstiegenen Venus befolgen. Wenn die Mimik die Trikot-Grazien im Harmonie-Theater in Stich läßt, so stellt sich die Plastik zur rechten Zeit ein, und wenn die Mimik sich vergißt und sagt: Ich möchte nachtmalen! hilft ihr die Plastik aus der Noth und ruft: Ich liebe dich!

Um wie viel leichter ist es für die mimische Künstlerin, verschiedene Charaktere, heute die Iphigenie und morgen die Eglantine darzustellen, als für die mimisch-plastische. Jener stehen unzählige Hilfsmittel zu Gebote, heute der griechische Faltenwurf und morgen der Eduard Mautner'sche Steifrock; diese muß jetzt die keusche Susanne darstellen, und vielleicht in einer Viertelstunde später Frau Potiphar, und ob sie ins Bad geht oder der Tugend eines Jünglings Fallstricke legt, sie hat immer nur das Trikot an, wer weiß, ob sie es auch nur wechselt. Daß aber bei der Susanna der Geiger im Orchester danebengreift, während bei der Potiphar der Posaunist falsch bläst, kann man doch eigentlich kein Hilfsmittel nennen.

Das lebende Bild: „Potiphar und Joseph" war nach der übereinstimmenden Aussage Aller das gelungenste. Wie ergreifend ist es, da Joseph, ungeachtet der schlechten Zeiten, seinen Mantel opfert, und auf die Protektion bei der egyptischen Statthalterei verzichtet, um sich lieber mühselig durchs Traumdeuten fortzuhelfen, wie packend wirkt es, da Frau Potiphar, welche auf diese Abrüstung nicht gefaßt war, dem Jüngling mimisch-plastisch nachruft: Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist!

Interessant müßte es sein, durch die mimisch-plastischen Künstlerinnen ein Drama aufführen zu lassen.

Intriguen-Stücke, bei welchen die Handlung erfordert, schnell einen Brief in dem Busen zu verbergen, wären gar nicht möglich; ein Schauspiel, wie eben die Familie Benoiton, könnte nicht dargestellt werden, denn ich wüßte nicht, wie Fräulein Speranza, „die erste mimisch-plastische Künstlerin", welche also die Marthe

Didier geben müßte, es anfangen würde, sich von einer Zofe eine Schleppe nachtragen zu lassen, da sie in ihrer Toilette keinen überflüssigen Faden hat; Proverbes, bei welchen eine Dame in einer Causeuse lehnt und nachlässig mit einem Spitzen-Taschentuche spielt, während der blasirte Herr, welcher sie besucht, sich am Kamine die Füße wärmt, würden mimisch-plastisch, also ohne die Hilfsmittel der Toilette geradezu komisch wirken; ebenso mißlich stünde es um die Aufführung von „Charakterbildern“ fürs Volk, denn im Trikot sieht ja die Tugend nicht schäbig aus, und wo sollte der edle Greis die Brieftasche aufbewahren, mit der er im letzten Akte der Tugend den Zins bezahlt?

Unsere dramatischen Dichter würden sich dann gerne entschließen, mimisch-plastische Rücksichten zu nehmen; Mosenthal träfe es wie immer gewiß wieder am besten, denn dieser Dichter wäre sogar im Stande, ein Drama zu schreiben, in welchem gar keine Personen auftreten, nur sehr viel Abendröthe und etwas Gewitter, und er selbst, wenn applaudirt wird.

Daß Herr Paul Bacher aus Turin „Professor“ ist, versteht sich auch ohne Theaterzettel von selbst. Es scheint jedoch nicht, daß er seine Zöglinge zu einem praktischen Berufe ausbildet, denn keiner derselben hat es bis jetzt d zu gebracht, eine Stellung zu — bekleiden, sie sind Alle froh, wenn sie ihr nacktes Auskommen haben.

Ein volkswirthschaftlicher Damenverein.

(1866.)

Wenn es von mancher Seite her als der Beruf der Frauen bezeichnet wurde, himmlische Rosen ins irdische Leben zu weben, so haben die Damen jetzt selbst gegen diese Auffassung vom poetischen Weberstandpunkte aus durch die Gründung eines „volkswirthschaftlichen Frauenvereins“ in Wien energisch Einsprache erhoben.

Diese Assoziation der Damen zu wirthschaftlichen Zwecken ist nach meinem Dafürhalten nichts als eine Auflehnung gegen das Monopol der Männer auf die Volkswirthschaft, sowie das Amazonenthum eine Revolte der antiken Damenwelt gegen das Bestreben der Männer des Alterthums war, das Kriegshandwerk als Monopol für sich in Anspruch zu nehmen. In unserer Zeit der Eisenbahnen und des Industrialismus kann es den Damen nicht mehr einfallen, ein Amazonenkorps zu bilden, und sie haben auch durch das Anlegen der Krinolinen ein für allemal darauf verzichtet, Hußaren zu werden. Die Frauen haben vielmehr mit richtigem Takte erkannt, daß das Lanzenschleudern und Speerwerfen ein überwundener Standpunkt ist, daß die Zeit Kambyses des Grausamen vorüber und die Rothschild des Grausamen gekommen ist, und daß, wenn auch gekrönte Häupter hin und wieder Kriegsgelüste verspüren, der Krieg selbst nur ein Geschäft ist, wie jedes andere.

Die Frauen wissen daher ganz wohl, daß sie, um mit den modernen Männern gleichberechtigt zu sein, nicht Kriegerinnen werden müssen, sondern Volkswirthinnen, und glücklicherweise brauchen die Damen zu diesem Berufe nicht jene grausame Verstümmlung ihres schönen Oberleibes vorzunehmen, zu welcher sich, wie dies Freunden der Geschichte bekannt ist, die Amazonen entschlossen, um den Bogen spannen zu können, denn die Volkswirthschaft hat mit dem Busen nichts zu schaffen.

Welchen Gegensatz wird die verwirthschaftende Frau der Gegenwart zu den volkswirthschaftlichen Damen der Zukunft bilden, einen Gegensatz wie dolce far niente und doppelte Buchhaltung, wie Liebesbriefe und Postrecepisse, wie Boudoir und Komptoir, wie Küsse und Siegellack, wie ein Stündchen bei der Geliebten und eine protokollirte Firma, wie die Gedichte Emanuel Geibel's und die Theorien des Adam Smith.

Die volkswirthschaftliche Erziehung der Frauen wird auf das Familien- und gesellschaftliche Leben unbedingt einen großen Einfluß nehmen müssen. Der Jüngling ist Freihändler, sein Ideal ist schutzzöllnerisch. Lange haben die beiden Liebenden nur Herzensfragen miteinander besprochen nach der bekannten Melodie: „Wirst Du mich auch ewig lieben?" — „O ewig, ewig!" Endlich eines Abends fragt Gretchen: „Heinrich, wie steht's mit Deiner National-Oekonomie?" und der schwärmerische Jüngling entwickelt nun der Heißangebeteten die Lehre von Angebot und Nachfrage, von den Werthen, von der Preisbestimmung, und macht sich über die „Theorie der produktiven Kräfte" des Schutzzöllners Friedrich List lustig. Verdient

der gefühllose Jüngling die Liebe eines Weibes, welches die Klagen der Maschinen-Fabrikanten aufs tiefste rührt, und dessen heißester Wunsch auf den Schutz der inländischen Arbeit gerichtet ist? — Das Verhältniß ist für immer gelöst!

Eben geschlossene Ehen werden durch die widerstreitenden Ansichten von Mann und Frau über wichtige Fragen der Volkswirthschaftslehre in ihrem Bestande gefährdet werden. Die Frau zum Beispiel geht mit der neueren Schule, sie ist eine Gegnerin von Malthus und stellt die traurigen Folgen in Abrede, welche dieser an die immer wachsende Zunahme der Bevölkerung knüpfen will. Der Mann steift sich mit Händen und Füßen gegen die Ansichten seiner Gattin, und was ist die Folge — die Scheidung.

Den Industriellen kann die Gründung eines volkswirthschaftlichen Frauenvereines nur in höchstem Grade erwünscht kommen. Wenn sich eine Deputation von Volkswirthinnen zu Sr. Exzellenz dem Herrn Handelsminister begibt, und ihn um seine Verwendung, sagen wir zu Gunsten der einheimischen Seifensiederei bei Abschluß eines Handelsvertrages, bittet, so kann der Herr Handelsminister dieses Begehren nicht rundweg abschlagen, sonst läuft er Gefahr, daß die Sprecherin in Ohnmacht fällt, und daß die ganze Deputation den Weinkrampf bekommt.

Sowie die Frauen bis jetzt große Pianisten, weiche Lyriker, tragische erste Liebhaber, graziöse Tänzer bevorzugt haben, so werden sie, nachdem sie an der Volkswirthschaft Gefallen gefunden haben, in Zukunft auch den National-Oekonomen ihr Herz nicht verschließen, und eine

junge interessante Witwe verliebt sich vielleicht in einen virtuosen Volkswirth, weil er eine hinreißende Broschüre über die Branntweinsteuer geschrieben, oder die Nothwendigkeit der Herabsetzung der Eisenbahn-Frachtsätze für Kohlen unwiderleglich dargethan, oder für die Einrichtung von Viehversicherungs-Anstalten neue Gesichtspunkte aufgestellt hat.

Glücklicher landesfürstlicher Kommissär, dem die angenehme Aufgabe zufällt, den Sitzungen des volkswirthschaftlichen Frauenvereins beizuwohnen!

Das Kombinations-Genie.

(1866.)

Die Unsicherheit der politischen Lage, die Ungewißheit, ob der nächste Tag uns Krieg oder Frieden bringen wird, ob Napoleon mit oder gegen uns sein wird, ob Bismarck die Ministertoga mit der Landwehrmajors-Uniform tauscht oder nicht, ob die Berliner Wien oder die Wiener Berlin erobern werden, ob den Großdeutschen in Kleindeutschland oder den Kleindeutschen in Großdeutschland aufzugehen bestimmt ist, diese Unsicherheit und Ungewißheit hat endlich einem bisher im Verborgenen duftenden Genie zur Anerkennung verholfen — dem Kombinations-Genie.

Das Kombinations-Genie ist ein ganz gewöhnliches Genie mit einer hohen, faltenreichen Stirn; aber in diesen

Falten ruhen die Keime künftiger Ereignisse, denn aus denselben fällt, wenn es den Kopf schüttelt, eine Kombination über Krieg oder Frieden. Das Kombinations-Genie hat eine bedeutende Nase, mit der es die Weltgeschichte vierzehn Tage vorher wittert, und es hat endlich ein Lächeln, welches das Vielsagende mit dem Nichtssagenden glücklich zu combiniren versteht. Die Toilette dieses Genies ist eine Kombination zwischen den hohen Vatermördern eines Diplomaten und den bestaubten Stiefeln eines Kouriers, alles dazwischen Liegende ist von einer unbestimmten Farbe, die sich nicht erkennen, nur kombiniren läßt.

Dem Kombinations-Genie zuzumuthen, daß es etwas wisse, würde es beleidigen, es weiß gar nichts, es kombinirt Alles und das ist sein Stolz. Wenn ein Diplomat in Florenz eine Prise Tabak nimmt und in Hessen-Kassel Einer auf der Straße verzweifelt „Helf Gott!" ausruft, so kombinir das Genie diese beiden Thatsachen, und überrascht die Welt mit der Neuigkeit, daß Hessen-Kassel die Vermittlerrolle zwischen Oesterreich und Italien übernommen habe.

Archimedes hat nur einen Punkt außerhalb der Erde verlangt, um diese aus den Angeln zu heben, dem Kombinations-Genie braucht man nur die Nase des Portiers aus dem Ministerium des Auswärtigen zu zeigen, und es kombinirt, ob die Welt morgen in Brand stehen wird, oder nicht. Je mehr sich die Fäden verwirren, desto schärfer sieht das Kombinations-Genie, und wenn Louis Napoleon ausruft: „Jetzt kenne ich mich selbst nicht mehr aus!" erklärt das Kombinations-Genie im Wirthshause: „Nunmehr ist Alles klar!"

Das Sprichwort sagt: wenn man Jemandem einen Finger gibt, so verlangt dieser gleich die ganze Hand; bei dem Kombinations-Genie kommt das nie vor, denn gibt man ihm einen Finger so hat es schon die ganze Hand, den einen Finger, den man ihm gibt, und die vier anderen Finger, die es dazu kombinirt.

Je unbedeutender eine Thatsache dem gewöhnlichen Menschen erscheint, desto wichtigere Folgen weiß das Kombinations-Genie daran zu knüpfen. Der gewöhnliche Mensch erzählt vielleicht ganz ruhig: „Als ich heute Cigarren in der Trafik kaufte, hat der preußische Gesandte dort gerade fünfundzwanzig Stück trockene Londres begehrt." Wenn das Kombinations-Genie Zeuge dieses Einkaufes war, so erzählt es: „Wie ich mit Bestimmtheit versichern kann, hat der preußische Gesandte seine Pässe verlangt." Denn das Kombinations-Genie kombinirt: Weshalb kauft der preußische Gesandte gleich fünfundzwanzig Cigarren auf einmal? Weil er sich auf längere Zeit mit Cigarren versehen will. Nur deshalb, um die Cigarren besser „ablagern" zu lassen, kann er den Vorrath nicht kaufen, sonst hätte er nicht trockene Londres verlangt. Auf einer Reise von Wien nach Berlin raucht ein halbwegs starker Raucher ungefähr fünfundzwanzig Londres — der preußische Gesandte hat daher seine Pässe verlangt.

Bleibt der preußische Gesandte doch in Wien, so hat sich das Kombinations-Genie deshalb wahrhaftig nicht geirrt, vielmehr kombinirt es aus der Thatsache des Dableibens die neueste Wendung in der preußisch-österreichischen Frage: Der preußische Gesandte hat seine Pässe verlangt und bleibt. Weshalb bleibt er? Weil er von

Bismarck die Instruktion hiezu erhalten hat. Bismarck sieht daher ein, daß er zu weit gegangen ist, er sieht ein, daß sich Oesterreich durch Drohungen nicht ins Bockshorn jagen läßt, und Abends erzählt das Kombinations-Genie: „Wie ich mit Bestimmtheit versichern kann, ist die Abreise des preußischen Gesandten noch unbestimmt, da der Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen nahe daran ist, beigelegt zu werden." Hat das Kombinations-Genie, wenn am Tage darauf die Preußen in Sachsen einrücken, etwa falsch kombinirt? Lächerlich, wir stehen vielmehr am Vorabende einer Ministerkrisis — wie konnte auch das frühere Ministerium den Friedens-Versicherungen eines Bismarck Glauben schenken!

Kommt es daher zum Kriege, so ruft das Kombinations-Genie triumphirend im Kreise seiner Gesellschaft: „Nun, was habe ich Ihnen vor vier Tagen gesagt!" Kommt es nicht zum Kriege, so ruft er eben so triumphirend: „Nun, was habe ich Ihnen vor drei Tagen gesagt!" Und wenn der Sinn für Gerechtigkeit in der Gesellschaft nicht ganz ausgestorben ist, so muß sie zugeben, daß das Kombinations-Genie scharfsinnig zu kombiniren versteht, daß es immer den Nagel auf den Kopf trifft, und vollkommen den Thatsachen entsprechend vor vier Tagen den Krieg, vor drei Tagen den Frieden prophezeit hat.

Das Kombinations-Genie haßt das fait accompli, aber es liebt die Anhaltspunkte, es zieht eine magere, aber unverbürgte Nachricht der fettesten officiellen Mittheilung vor. Es verachtet deshalb den amtlichen Theil der Wiener-Zeitung, denn es sieht denselben als ein Zu-

geständniß an die Schwäche an, als einen Eingriff in die Sphäre des Genies, welches die Nachrichten, die jener bringt, längst kombinirt hat. Ist es nicht eine Verletzung des geistigen Eigenthums, wenn das Kombinations-Genie bereits vor drei Monaten eine Mittheilung kombinirt hat, und der amtliche Theil bringt dieselbe jetzt, ohne das Kombinations-Genie als Quelle anzugeben?

Wenn die Wiener-Zeitung je die Mittheilung bringt, daß die Königin der Sandwich-Inseln, welche gegenwärtig Italien bereist, demnächst zu ihren treuen Unterthanen wieder zurückzukehren gedenkt, — ich bin Zeuge, daß das Kombinations-Genie diese Nachricht schon gestern mit Bestimmtheit versichert hat.

Die Prater-Ausstellung.

(Mai 1866.)

Am 21. Mai, am Pfingstsonntage, saß ich „zur Seite des wärmenden Ofens“ und las die „Theorie der deutschen Frage“ von Frantz im letzten Hefte der Cotta'schen Vierteljahrsschrift. Der deutsche Himmel hatte wahrscheinlich in einem Anfalle von Zerstreutheit Wien mit Kamtschatka verwechselt, daß er mitten im Frühlinge Winter machte, und so hielt ich mich für entschuldigt,

wenn ich ungeachtet der kriegerischen Zeit, mir einen gemüthlichen Bundestag bereitete und im tiefsten Negligée mich mit der deutschen Frage beschäftigte.

Ich hatte mir jedoch fest vorgenommen, am Pfingstsonntage die Prater-Ausstellung zu besuchen, und so zog ich den Winterrock an, indem ich seufzend daran dachte, wie gemüthlich es in Deutschland wäre, wenn es wieder einen deutschen Kaiser, und so außer seinen Landesvätern noch einen Landesgroßvater hätte. Wir würden dann nicht auf einander schießen, sondern im tiefsten Frieden leben, die Prater-Ausstellung wäre ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte, und der Feuilletonist, der darüber schriebe, so etwas wie der Mann des Tages.

Ach, als ich in den Prater einbog, zogen Soldaten mit Kanonen vor mir vorüber, hinaus in den Krieg um die deutsche Einheit. Links der Krieg, rechts die Ausstellung; links muthige Soldaten, rechts friedliche Arbeiter; links Kanonen, rechts Maschinen; links der Hader der Regierungen, rechts die Eintracht der Völker!

Als ich bereits bei den „landwirthschaftlichen Hausthieren" stand, sah ich immer noch im Geiste die funkelnden Kanonen. Meine Phantasie war so aufgeregt, daß ich das Mastschwein vor mir, diese Kollektiv-Ausstellung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit, für einen Mörser ansah, und glaubte, daß man nur eine brennende Lunte hinzuhalten brauche, damit es losginge. Doch nein, gib dich zur Ruh', bewegt Gemüth! Eine Muttersau ruht hier mit einer rührend einfachen Biographie: sie heißt „Rahel," und wiegt sechs Zentner. Rahel, Rahel, du wirst doch keine Trichinen haben?

Nicht weit davon ist eine „Esther," ditto Muttersau. Sie blickt melancholisch vor sich hin, und grunzt seufzend: „Ihr staunt mich an, und bewundert mich, aber ich wollte, ich hätte nie diese Bretter betreten, ich müßte nicht die „Esther" darstellen, und wäre noch ein ganz unberühmtes Spanferkel ohne Katalogs-Biographie, und brauchte mich nicht nach der Banting-Kur zu sehnen. O weh, ich rieche schon den Krautsalat, und wenn es noch lange fortgeht, „in der Dicken," wird mich der Ahasverus nächstens abstechen."

Da ist auch ein Abgesandter des fröhlichen Alt-England, sein Name ist „Falstaff," muß auch schon lange her sein, daß er seinen Bauch nicht gesehen hat. Daneben wohnt eine Tochter Albions „Beauty." Das Ideal hat seine sechs Zentner, wer sich in die Miß verliebt, muß einen guten Magen haben.

Auch die Schafe mögen, nicht nur dem rationellen Viehzüchter, sondern auch dem gebildeten Politiker Stoff zum Nachdenken und zu interessanten Vergleichen bieten. Ich sah Schafgesichter, die man nur photographiren zu lassen und in die Auslagekasten zu hängen brauchte, um zu reizenden Verwechslungen Anlaß zu geben. „Das ist ja der ganze — doch stille davon, die Wände haben Ohren und das Rindvieh daneben könnte es mir übel vermerken."

Eine Notabilität unter dem Rindvieh ist die „Zwittauer Liesel" — Louise, du bist gescheckt! Im Jahre 1864 gab Louise, wie der Katalog erzählt, noch 4800 Maß Milch, doch ist es weise eingerichtet in der Natur, daß nicht alle Kühe so viel Milch geben, sonst hätten wir, so lange die „Wasserversorgungsfrage" nicht gelöst

ist, nicht einmal genug Wasser, um sie zu fälschen. Noch gegenwärtig liefert sie täglich acht Maß, doch hat sie seit 1863 nicht gekälbert — wenn solche Köpfe feiern u. s. w.

Nicht weit davon ist die Frucht der Liebe zwischen einem holländischen Stiere und einer böhmischen Kuh. Ich rief ihr mehrere Male leise „stribro" zu, die Kuh aber wendete nicht einmal den Kopf um, sie war schon vollständig germanisirt. Noch eine Kuh fiel mir auf, sie hieß „Pepita." Sie tanzte nicht El Ole und verstand kein Spanisch, man schien ihr daher nur den Namen gegeben zu haben, weil sie so sehr dekolletirt war. „Adieu, Sennora, mich friert!"

Glücklicherweise winkte aus der Ferne freundlich ein Ofen, und da ich meinen Ausstellungs-Katalog als vorsichtiger Mann nicht benutzte, fand ich die Wärmemaschine auch sogleich. Ach, dachte ich, gewiß eine geistvolle Aepfelbrat-Maschine, mit der man auf einmal zwei Millionen Aepfel braten kann, oder ein scharfsinnig ausgedachter Verbrennungs-Apparat, zum Gebrauche für Don Juans, mit welchem man tausend Liebesbriefe in der Minute verbrennen kann. Ich hatte mich geirrt; es war ein Ofen, welchem ein Herr Asmus, ein Amerikaner, die Eigenschaft verliehen hatte, immer dieselbe Temperatur zu geben, und das Alles durch einen sinnigen kleinen „Athmungsapparat."

Wenn man einmal einen Ofen athmen lassen kann, wird man es noch dahin bringen, daß ein Ofen auch „Papa" und „Mama" sagen wird.

Doch wohin jetzt? Soll ich mich wirklich in das Gewühle der Dampfmaschinen dort stürzen, die knarren,

dröhnen, pfeifen und kreischen, als wenn sie eine Ouverture von Richard Wagner aufführen würden? Ich trat zu einer Maschine hin, neben welcher ein Mann stand, der sich mit derselben zu schaffen machte, und plötzlich ein Butterbrot aus ihr herauslangte. „Man muß nur genau beobachten," sagte ich zu mir, „dann lernt man Alles, selbst die Maschinen kennen. Das hier ist ohne Zweifel eine Dampf=Butter=Aufschmier=Maschine!" Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich aber, daß es eine Straßen=Lokomotive war, in welcher ein Arbeiter ein Butterbrot aufbewahrt hatte, und beschämt zog ich von dannen.

Ich flüchte in den hölzernen Industriepalast, ich gehe auf und ab, rechts und links, ich versuche es stehen zu bleiben, aber wenn mein Blick auch wirklich an einem Gegenstande haften bleibt, irrt meine Nase in die Ferne, und unstät und flüchtig wandere ich, das Kainszeichen des Laien auf der Stirne, von der „Imperial=Zuckerrübe mit rothem Anfluge" zu den „ungewaschenen Wollmustern"; von dem „Hirsch von Wölfen verfolgt" zu den „weißen Fisolen"; von den „Theezwiebacken" zu dem „Timotheus=Grassamen"; von dem „k. k. priv. regulirbaren Maschinen=Selbstschmierer ohne Docht" zu der „verbesserten Neu=England=Handmaschine mit Stepp= und Kettenstich"; von „Gemperle's Feigenkaffee" zu den „Bauchbinden"; von der „Coiffir=Maschine" zu der „Tätowirzange für Schafe."

Da lacht mich die Idylle einer Aprikose freundlich an, o weh, es ist eine Rasirseife, und diese Gurke dort, die so heuchlerisch lockt, ist eine Waschseife für Damen. Sonderbar, wie es hier riecht! Gib deiner Nase keine unmöglichen Räthsel zu lösen, rechts liegt Groyerkäse, links

Wagenschmiere, und aus der Ferne winkt eine „Kollektion von Düngstoffen."

Wie eine Geheimpolizei folgt die Industrie dem Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Sie kennt seine Liebhabereien, Unarten, Leidenschaften und Bedürfnisse, und sorgt für sie.

Hier steht eine reizende, blau tapezierte Wiege, in welcher der Säugling mit Seelenruhe nach den Strapazen seiner Reise in die Welt schlafen kann. Der Glückliche, er ahnt noch nichts von Steuern, Charakterbildern für's Volk, Schleswig-Holstein, Agio und Wechselrecht. Da kommen böse Menschen und lehren ihn lesen und schreiben — o nimm dich in Acht vor jenem Tintenfasse, das so unschuldig aussieht, denn es gibt ein Preßgesetz, wenn es auch nicht hier ausgestellt ist, und man erzählt sich von einer Wechselordnung, die dem Schriftgewandten oft gefährlich wird. Wenn du gescheidt bist, machst du der Tochter eines einflußreichen Mannes den Hof, dann kannst du dumm sein und bringst es doch zu Etwas. Züchtig, mit verschämten Wangen u. dgl., steht, um mit Schiller zu reden, die Jungfrau vor dir; heirate sie, wenn sie dir eine „Feuerfeste" in's Haus bringt; eine reiche Auswahl der letzteren wird hier geboten. Auch das Hausgeräth findest du hier, sogar eine Bibliothek, du Heuchler!

Unglücklicher aber ohne Geld und ohne Protektion, ohne Stellung und ohne Verbindungen, ohne Frau und ohne Kind, schleiche dich hinaus zur oberen Thüre in's Freie und suche dir einen Grabstein aus, aus Portland-Cement oder Thon, für einen Spottpreis bekommt man jetzt „Glaube, Liebe und Hoffnung."

Meine Uebersiedlung aus dem „Lokal-Anzeiger“ der „Presse“ in das Hauptblatt.

(August 1866.)

Es sind nun über vierzehn Monate her, daß ich das kleine Zimmer „für einen soliden Herrn“ im Parterre des „Lokal-Anzeiger“ der „Presse“ bezog. Das Zimmer war freundlich, wenn auch klein, es war ein Hofzimmer, hatte aber einen separirten Eingang, und ich hätte somit alle Veranlassung gehabt, mich daselbst glücklich und zufrieden zu fühlen. Der Hausherr machte keine strengen Anforderungen, er gab sich zufrieden, wenn ich pünktlich „spazieren ging“, und erkundigte sich nicht einmal, wie andere Hausherren, ob ich Kinder, Hunde oder Kanarienvögel besitze. Nur berührte es mich sonderbar, daß er mich gleich beim Einziehen mit einem bedeutsamen Lächeln fragte, ob ich nervös sei?

Bald sollte ich den Grund dieser Frage kennen lernen. Obwohl ich nämlich eine an Erfahrungen ziemlich reiche Afterpartei bin, und obwohl ich den Kelch des Zimmerherrn bis auf die Neige geleert habe, muß ich doch gestehen, daß ich noch nie eine unruhigere Nachbarschaft kennen gelernt habe, als gerade in der Parterrewohnung des „Lokal-Anzeiger.“

Gleich am ersten Tage, da ich mich zu einem „Spaziergange“ entschlossen hatte, stürzte aus dem vier-

ten Stockwerke ein Stubenmädchen, welches gerade die Fenster putzte; ein leichtsinniges vierjähriges Kind verunglückte, indem es Phosphorzündhölzchen naschte; ein vazirender Kellner machte den Versuch, einem Herrn in die hintere Rocktasche zu greifen, und wurde dabei ertappt; ein Ochs wurde über die politische Lage wüthend und ging durch, und zwei Betrunkene arrangirten einen Exzeß, bei dem schließlich die Polizei interveniren mußte. Nicht genug mit dem, wurden dreizehn Kutscher wegen Taxüberschreitungen bestraft und ein slavischer Gesangverein feierte eine Beseda. Ja, zu meinem größten Schrecken waren auch der Gemeinderath und der Gerichtssaal über mir, und während auf der einen Seite Herr Gemeiderath Kleyhonz eine fulminante Rede, ich weiß nicht mehr, ob über die Schwimmhosen- oder die Werkelfrage hielt, wurde auf der anderen Seite ein Unglücklicher wegen des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe verurtheilt.

Jetzt sollte nur noch das Irrenhaus, sagte ich zu mir, eine Filiale hier haben, dann wäre doch dieses Haus ein wahres Haus für Alles, und wenn ich schließlich in dieser Höllenwirthschaft überschnappe und mir einbilde, ich sei der Staatsanwalt Lienbacher, so finde ich doch gleich im Hause ein Unterkommen. Nun, von dem Irrenhause war keine Spur zu merken, aber dagegen hatte sich die Akademie der Wissenschaften in meiner Nähe häuslich niedergelassen, und Freiherr von Reichenbach hielt gerade einen Vortrag „über die Sensitiven“, als einige Schritte davon ein Kanalräumer durch eine Entwicklung schädlicher Gase verunglückte und besinnungslos in eine benachbarte Offizin geschafft wurde.

Vierzehn Monate verlebte ich in solcher Weise. Ich ging mit orkanähnlichen Stürmen schlafen und stand mit wüthenden Hunden auf, ich frühstückte Cyankali und speiste mit Selbstmördern zu Nacht, die, der feinen Wäsche nach zu schließen, den besseren Ständen angehörten. Ich sah Feuersbrünste, bei denen glücklicherweise kein Menschenleben zu beklagen war, und erlebte unzeitige Späße, die bald einen traurigen Ausgang genommen hätten. Ich begleitete Turner auf ihre Dauerläufe nach Hütteldorf, ich war dabei, wenn unbekannte Frauenspersonen aus der Donau gezogen wurden, und wenn ich mich erholen wollte, mußte ich Drillingsgeburten exzentrischer Hannakinnen durchmachen. Ich erlebte seltene Beispiele von Kaltblütigkeit, Kindesliebe, Appetit, Aufopferungsfähigkeit, raffinirter Gaunerei, von schrecklichen Folgen des Genusses unzeitigen Obstes, von Scharfsinn und ungewöhnlicher Dummheit. Gewehre, die man nicht geladen vermuthet hatte, gingen unaufhörlich los, Laugen-Essenz wurde eimerweise getrunken, und die verwegenen Einbruchsdiebstähle hörten nicht auf.

Ich wurde zuletzt melancholisch, ich griff in der Zerstreutheit oft nach lyrischen Gedichten, um sie zu lesen, und einer meiner Freunde, ein Maler, erbat sich als Gunst von mir, ihm als „stiller Dulder" zu „sitzen." Wenn ich Abends allein war, seufzte ich: Jetzt wird gewiß ein Koch in einer abgelegenen Gasse von einem Strolch überfallen werden; an dem Arme meiner Bekannten wurde ich oft nachdenklich, und wenn diese mich fragten: Was haben Sie, worüber sinnen Sie? antwortete ich wohl: Ich denke, ob nicht eben eine Köchin einem Gefreiten, der ihr untreu wurde, Vitriol in's Gesicht schüttet!

Sie brauchen Luftveränderung, sagte mein Arzt, die Aufregung im „Lokal-Anzeiger" taugt nicht für Sie. Sie bedürfen daher vor allem der Ruhe und einer harmlosen Umgebung; trachten Sie, daß Sie unter einem Leitartikel zu wohnen kommen, wenigstens so lange, als noch der Belagerungszustand währt; nehmen Sie sich ein Zimmer mit der Aussicht auf die Lösung der ungarischen Frage. Vielleicht gibt Ihnen der Hausherr das schöne Gassenzimmer auf der ersten Seite? Ueber Ihnen wird gerade ein Ministerkabinet leer, und die Volkswirthschaft ist so stille geworden, daß Sie ganz ungestört sein werden. Auch der Staatshaushalt wird Sie nicht geniren, Sie hören da keinen Silberzwanziger fallen. Wollen Sie sich einmal zerstreuen, so betrachten Sie sich das böhmische Gruppensystem, zünden Sie sich Ihren Tschibuk an, und schauen Sie den Ruthenen zu, wie sie russisch werden.

So bin ich denn aus dem „Lokal-Anzeiger" in das Hauptblatt übersiedelt, aus dem kleinen Hinterstübchen in die Belleetage. Ich wohne gesünder, aber ich laufe Gefahr, daß mir jetzt vornehme Leute in meine Wirthschaft sehen, über die Einfachheit derselben die Achsel zucken und erklären: für einen Feuilletonisten mit der Aussicht auf die Gasse ist dieser Herr sehr modest möblirt. Wie aber der Leser aus dem Vorhergehenden erfahren hat, bin ich von dem Arzte der „Presse" hieher „kommandirt" worden, und dem Kommando gegenüber müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Hat doch der Soldat im Jahre 1848, als er gefragt wurde, ob er auf das Volk schießen werde, erklärt, er könnte unter keiner Bedingung auf seine Brüder Feuer geben, „außer es wurd' kommandirt."

Neue Zigarren.

(Oktober 1866).

Wenn man auch nicht der Lobhudler der „guten alten Zeit" sein mag, kann man doch als Oesterreicher nur mit wehmüthiger Sehnsucht der vergangenen Zeiten gedenken. Ich weiß nicht, ob ich zur Begründung dieser Ansicht auf die Geschichte, auf den Kurszettel, auf die Speisenkarte oder auf die Zigarren hinweisen soll.

Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo uns Oesterreicher noch ein anderes Band umschloß, als das gemeinschaftliche Bewußtsein, zwischen dem 42. und 51. Grade nördlicher Breite geboren zu sein; es hat eine Zeit gegeben, wo man auf einen Silberzwanziger noch nicht wie gegenwärtig ein „Sonett an mein Ideal" dichtete; es hat eine Zeit gegeben, wo jeder Oesterreicher, wie Valentin mit der Tugend Gretchens, mit der Vortrefflichkeit seiner Mehlspeisen prahlen durfte; und es hat eine Zeit gegeben, wo man für sechs Kreuzer Konventions-Münze dreißig Minuten im Paradiese erkaufen konnte, und der Kaufpreis war damals eine Milares.

O Zigarre, was warst du einst, und was bist du jetzt!

Einst erging ich mich in deinem Aroma und baute Trattner- und Heinrichshöfe in die Luft, diesen billigen Baugrund für arme Teufel; wenn ich deinen Duft athmete, gab mir die Nationalbank heimliche Rendezvous in ihren

Kellern, und der Kaiser von China tauschte mit mir die Schwüre ewiger Freundschaft; in deine Lilaringe zauberte ich, auf dem Sopha liegend, das Bild der Geliebten, die, umschlungen von den Rauchfesseln, meinen Redensarten nicht widerstehen konnte; ich ließ den Kahlenberg Feuer speien und jagte den Tiger im Halterthale; ich blies gegen den Plafond die Nullen der großen Zukunftsmillion: zuerst eine Nulle, um dem augenblicklichen Bedürfnisse nach Champagner abzuhelfen, dann Nulle auf Nulle, bis ich das Vermögen der Henikſteine, Königswarter und Todescos hatte, und ich war unermüdlich und ausdauernd im Blasen der Rauchnullen, bis selbst der große Rothschild vor mir den Hut zog und überrascht fragte: Mit welchem Potentaten haben denn Euer Wohlgeboren so brillante Geschäfte gemacht? Und wenn dann zufällig mein Schneider als rauhe Wirklichkeit in dies Reich der Träume trat, staunte er über die Großartigkeit meiner Entwürfe für den nächsten Winterrock.

Die Zigarre der Gegenwart — brauche ich ihre Charakteristik aus dem Zeitungsblatt zu melden, da Jeder sie schaudernd selbst erlebt?

Die österreichische Zigarre weiß nichts mehr von Poesie, Liebe und Träumen. Wenn man sie raucht, denkt man an die schlechten Zeiten und brennt sich Löcher in die Weste, und wenn die Rose von Schiras wie nasses Stroh riecht, erfindet man keine romantischen Abenteuer, sondern höchstens ein neues Mittel zur Desinfektion der Kanäle. Und will man sich auch dem ungebundensten Rauchtraumleben ergeben, mag man seiner Phantasie noch so sehr die Zügel schießen lassen, es fällt Einem

doch nichts ein, als wie oft man in diesem Jahre den Schnupfen gehabt und die Adresse der Frau, bei der man vor vierzehn Tagen seine Strümpfe gekauft hat.

Die Zigarre der Gegenwart entwürdigt die Nase zum Rauchfang und das Rauchen zur Manipulation. Wenn den Chinesen bereits das Beten langweilig geworden ist, und sie, um Zeit und Mühe zu ersparen, Papierstreifen, auf welchen die Gebete gedruckt sind, abhaspeln, so wird man bei uns, da das Rauchen langweilig geworden ist, vielleicht einen Apparat erfinden, der uns der Mühe des Rauchens schlechter Zigarren enthebt, einen Apparat, der die Zigarren sortirt, trocknet, ihnen die Spitze abschneidet, sie anbrennt, und dann — selber raucht.

Unter dem Ministerium Bach, wie unter dem Ministerium Schmerling, und jetzt unter Belcredi's „Ministerium der freien Bahn" haben die Zigarren „Neugestaltungen" erfahren, aber weder das Konkordat, noch die Wartekunst Schmerling's, noch die Bahnfreiheit Belcredi's haben die Zigarre „verjüngt", wenn sie auch stets anders gewickelt erschien.

Die Politik übt auf die Finanzen Einfluß, von der Entwickelung der Finanzen hängt wieder die Wickelung der Zigarren ab, und die neueste Zigarrensorte, mit welcher wir in der vorigen Woche überrascht wurden, ist sie nicht ein Ausdruck unserer finanziellen und politischen Situation? Es ist die Papierzigarre, die man leider nur auf freier Bahn zu rauchen im Stande ist.

Die Papierzigarre auf freier Bahn kostet drei und einen halben Kreuzer, auf dem Papier ist ein Adler gedruckt, aber das Versprechen der Nationalbank, sie ein-

zulösen, habe ich trotz eifrigen Suchens nicht darauf gefunden. Drei und ein halber Kreuzer sind nun allerdings nicht viel für eine türkische Zigarre, und es ist wohl nicht gerecht, daß man diesem kleinen Betrage gegenüber, welcher auch den minder Bemittelten in den Stand setzt, türkisch zu rauchen, die Ansprüche sehr hoch spannt.

Allein wenn man bedenkt, daß uns die Regierung schon für einen Kreuzer ein Journal verkauft, das offiziöse „Wiener Journal", daß man also für weniger als ein Drittel des Preises der neuen Zigarren so reichliche Nahrung an Geist, Gemüth, Witz und Papier erhält, so wird man etwas verwöhnt, und der harmlose Mensch, der lieber Zigarren raucht als offiziöse Zeitungen liest, ist wohl zu der Frage berechtigt: Warum, o Regierung, bevorzugst du den Zeitungsleser so vor mir armen Türkischraucher? Warum unterrichtest du uns schon um einen Kreuzer über deine Intentionen, und erst um drei und einen halben Kreuzer über deinen Tabak?

Wie unschuldig ist das Vergnügen, eine Zigarre zu rauchen, dem gegenüber, welches Einem die erwähnte ärarische Zeitung verschafft, indem sie einen Roman bringt: „Die Hochzeitsnacht." Ich verstehe wohl nichts von diesem Thema, und es ist möglich, daß der Roman des „Wiener Journal" hierüber neue und interessante Aufschlüsse gibt. Wie ich jedoch bis jetzt die Anschauungen der Väter kennen gelernt habe, scheint es mir noch immer wahrscheinlicher, daß sie ihren Töchtern das so verpönte Rauchen von Zigarren gestatten werden, als die Lektüre dieses, ich zweifle nicht, höchst pikanten Romanes.

Man muß ja in Damen-Gesellschaften erröthen,

wenn man ein Abonnent dieses Blattes ist und darüber ertappt wird; und wenn man sich nächstens hinreißen läßt, von Fräulein Geistinger etwas über Gebühr enthusiasmirt zu sein, antwortet Einem vielleicht ein kleines Dämchen schnippisch:

„Sie sind gewiß auch ein Offiziöser!"

Mein Freund!

(Okt. 1866.)

Ich habe bis jetzt nicht die Gelegenheit gehabt, alle Feinde kennen zu lernen, die ich mir durch meine Feuilletons gemacht habe; ich kenne nur einen, den schrecklichsten unter ihnen — meinen Freund!

Der Freund des Feuilletonisten denkt und fühlt für diesen, er unterhält sich statt seiner und erlebt Abenteuer, die dieser von rechtswegen hätte erleben sollen.

Wenn mein Freund im Spiegel seine rothen Wangen bemerkt, gratulirt er mir zu meinem Wohlbefinden, und wenn ich über Kopfschmerzen klage, läßt er sich eine Limonade geben. Wenn mir etwas für mein Feuilleton einfallen soll, denkt er nach, und wenn er heiter gestimmt ist, so ist er über den glücklichen Erfolg desselben unbesorgt. Als Herder auf dem Todtenbette lag, erbat er sich

noch einen großen Gedanken, um sich daran zu erquicken; armer Herder, wie gerne würde ich Dir meinen Freund abgetreten haben, der Dir nicht Einen, nein, hundert große Gedanken zur Auswahl überlassen und Dir so den Abschied vom Leben leicht gemacht hätte.

Wenn die Woche zu Ende geht, und die Feuilleton-Brütezeit beginnt, ist die wilde Freundschaft meines Freundes vollständig entfesselt, denn an solchen Tagen erzählt er mir dann zur freien Benützung für das nächste Sonntags-Feuilleton Anekdoten ohne Pointen, Wortspiele, die bereits in den Gemischtwaaren-Handlungen der Pfahlbautenzeit häufig vernommen wurden, Skandale, welche in jeder Mädchenschule anstandslos als Gegenstand des Diktando gewählt werden könnten, und Witze, nach deren Konsumtion die in einem Menschen etwa ruhenden Keime zu tödtlichen Krankheiten zur vollen Reife gelangen würden.

Mit den Worten: „Ah, gut, daß Sie da sind,“ stürmt er im Kaffeehause auf den Feuilletonisten los, und obwol derselbe noch nie etwas von dem, was ihm sein Freund jemals erzählte, benützt hat, oder benützen hätte können, fährt der unermüdliche Freund doch fort: „Ich habe schon wieder etwas für Sie,“ und nun erzählt er eine Begebenheit, welche bereits Shakespeare als „Romeo und Julie“ zur allgemeinen Zufriedenheit der Welt behandelt, oder eine Szene, welche Walter Scott in seinem „Ivanhoe“ bereits weit ausführlicher erzählt hat.

Bemerkt man ihm, daß man bereits den Stoff für das Feuilleton gewählt hat, so sucht er sich wenigstens um die Ausschmückung desselben Verdienste zu erwerben. Er fragt dann ganz harmlos: Darf man wissen,

was Sie in dieser Woche behandeln werden? und erwidert man beispielsweise: „Zampa", die „Jesuiten", das „Wildfeuer", oder was sonst immer, so ruft er aus: „Ah, da könnten Sie einen guten Spaß anbringen," und erzählt nun eine mit dem behandelten Gegenstande gar nicht in Zusammenhang zu bringende Geschichte von einem Savoyarden-Knaben, oder von einem vertauschten Winterrocke, oder von einer genäschigen Pfarrersköchin, oder irgend einen der zahlreichen von unseren Voreltern überlieferten Scherze.

Wenn der Feuilletonist schwermüthig auf der Straße wandelt, so wird er plötzlich aus seinen Träumen durch den Freund geweckt: „Warum sind Sie denn an solchen Tagen nicht zu Hause, ich war bereits zweimal bei Ihnen; wissen Sie schon, weshalb man jetzt den Soldaten rothe Hosen statt der blauen gegeben hat? Weil die rothen Hosen schneller — schießen."

Der Freund ist unermüdlich thätig. Wird ein neues Insektenpulver entdeckt, so flüstert er dem Feuilletonisten ins Ohr: „Das paßt gerade für Sie!" kommt in einer Zeitung ein ganz gewöhnlicher Druckfehler vor, und er entdeckt ihn, so bringt er ihn triumphirend und bemerkt: „Den dürfen Sie sich nicht entgehen lassen, er liegt ganz in Ihrer Feder!" ja, als neulich von einer ältlichen, häßlichen Dame erzählt wurde, daß sie wieder zu heiraten gedenke, und dies komisch gefunden wurde, rief mich mein Freund auf die Seite und erklärte mir kurzweg: „Für die wären Sie der rechte Mann!"

Und dieser Mann ist mein Freund, der Freund des Feuilletonisten.

Die Entreprise des pompes funèbres.

(April 1867.)

Man kann jetzt in Wien um einen Spottpreis und doch auf das Eleganteste begraben werden.

Man hat als armer Teufel gelebt und wird wie ein Gremialvorstand zu Grabe getragen; man hat ein kleines Zimmer als Afterpartei bewohnt, in dem man gefroren, gehungert und schlecht geschlafen hat, und bekommt jetzt um denselben Preis eine kleine Wohnung, in der man nicht friert und hungert, vortrefflich schläft und niemals gesteigert wird. Freilich kann man hier den Miethzins nicht mehr schuldig bleiben, und die Parteien, die diese letzte Wohnung beziehen, sind auch in der That sehr „solide Herren", die keine Schulden machen, den Hausmeister nicht aus dem Schlafe wecken, und die Stubenmädchen der Nachbarn nicht küssen.

Wer so unscheinbar im Leben herumspaziert ist, daß ihm ein Fiaker gar niemals „Fahr'n mer Euer Gnaden!" zugerufen hat; wer so niedrig gestellt war, daß er einen Offizial der Staatsbuchhaltung einen hochgestellten Gönner nannte; wer so wohlfeile „Spezialitäten" rauchte, daß er es nicht wagte, einen Marqueur bei Daum um Feuer zu ersuchen; wer einen so ordinären Schuster hatte, daß die Sprachreiniger, welche in Wien den Titel „Herr von" abschaffen wollten, bei ihm den Anfang machten; wer so

schlechte Ueberröcke trug, daß man über seine Witze niemals lachte, und so einfach zu Mittag speiste, daß ihn der Tischnachbar zudringlich nannte, wenn er diesem „zur Genesung" wünschte; der kann das im Leben so kostspielige Bedürfniß nach Comfort, Eleganz und höflicher Begegnung nunmehr im Tode um ein Billiges befriedigen, wenn er sich durch die Entreprise des pompes funèbres begraben läßt.

Seinen Leichenwagen ziehen dann Trauerpferde, die nur aus angeborner Schüchternheit nicht beim Handicap-Steeple-Chase mitrennen, seinen Sarg schmücken Kränze, wie sie selbst die Phantasie einer ersten Liebhaberin beim Meidlinger Theater nicht größer winden kann, gutgenährte Trompeter traben hinterher und blasen den Trauermarsch aus „Dom Sebastian" so feierlich, als wenn Dom Sebastian eine „doppelte Löhnung" hätte auszahlen lassen, und ich zweifle nicht, daß die Unternehmung koulant genug ist, um gegen einen kleinen Mehrbetrag auch Leidtragende zur Verfügung zu stellen, welche die Nasen in Taschentücher besserer Qualität stecken, und etwa noch, wenn man eine gute Kundschaft ist, eine blasse Dame mit zwei Kindern dreingeben, die am Allerseelentage das Grab besuchen und bitterlich weinen. Wenn man ein kleines Kapital zur Verfügung hat, so kann man es wahrhaftig in dieser schlechten Zeit nicht besser und sicherer anlegen, als indem man ins Wasser springt und sich von der Entreprise des pompes funèbres begraben läßt.

Bei der Beliebtheit, deren sich der Selbstmord seit geraumer Zeit in Wien erfreut, kann vielleicht auch

die Entreprise des pompes funèbres Manchen einen willkommenen Selbstmordanlaß geben.

Ein Herr, welcher durch seine eleganten Kravaten die Aufmerksamkeit des Theaterpublikums zu fesseln wußte, schießt sich, wie die Dinge gegenwärtig stehen, eine Kugel durch den Kopf, weil ein Engel in Trikots ihn nicht erhört; eine gefühlvolle Dame verschluckt, eines gewissen schwarzen Schnurrbarts wegen, alle Stecknadeln, die sie auftreiben kann; ein bürgerlicher Schlosser stürzt sich vom vierten Stockwerke herunter, weil das Abwaschmädchen seines Herzens bei dem Bassin mit einem Jüngling kokettirt, der der Militärbäcker-Fahne folgt und für das Vaterland Kommißbrod bäckt; Köchinnen umgürten sich mit der Krinoline und springen in die Donau, weil ein Guglhupf nicht zu seiner vollen Entfaltung gelangen wollte. Man bringt sich heutzutage in Wien aus allen möglichen Gründen ums Leben, von Appetit angefangen bis hinauf zu verschmähter Liebe, aus Trübsinn über die politische Lage, bis herunter zu ganz gewöhnlichen Krampfadern, aus Blasirtheit, oder weil die Rente aus Paris niedriger kam, weil einem die Haare ausgehen, oder blos um seiner Familie zu den Osterfeiertagen eine Ueberraschung zu bereiten.

Warum soll man sich nicht auch aus Eitelkeit selbstmorden, um durch ein solennes Begräbniß mit pompes funèbres Aufsehen zu erregen?

Die ethnographische Ausstellung in Moskau.

(April 1867.)

Die ethnographische Ausstellung in Moskau wird demnächst eröffnet werden. Dieselbe hat bekanntlich den Zweck, Repräsentanten sämmtlicher slavischer Stämme zu vereinigen und hiedurch dem Beschauer ein, wenn auch nicht schönes, so doch lehrreiches Bild slavischer Völker-Varietäten zu bieten.

Die Slaven Oesterreichs haben bereits beschlossen, die ethnographische Musterkarte in Moskau durch Entsendung von Prachtexemplaren, oder richtiger gesagt von „schönen Fällen" zu bereichern, und so ist es vorläufig schon bekannt, daß die Herren Palacky und Rieger aus eigenem Antriebe erklärt haben, in der czechischen Abtheilung als Ausstellungs-Objekte fungiren zu wollen.

Selbstverständlich und um ein übersichtliches Bild czechischer Volkseigenthümlichkeiten gewinnen zu lassen, wird es wol nothwendig sein, neben den zwei erwähnten, doch immer mehr oder weniger für die Weltgeschichte adjustirten Czechengrößen auch die ordinäre Dutzendwaare, die ganz gemeine Střibro-Varietät, welche die Juden aus „freier Hand" plündert, aufzustellen, auszulegen oder auf-

zuhängen, je nachdem die Räumlichkeiten des Moskauer Ethnographie-Ausstellungs-Palastes für die eine oder andere Art der Placirung mehr geeignet sind.

Hoffentlich werden aber unter den österreichischen Slaven nicht nur die Czechen an dem ethnographischen Wettkampfe theilnehmen, sondern auch die erst durch neuere Ausgrabungen an das Tageslicht geförderten slavischen Stämme, wie die galizischen Russen, die Slovenen und andere eigentlich noch nicht konzessionirte Winkelslovaken und Pseudoslovenzen.

Es steht wol zu erwarten, daß bis zum Schlusse des Anmeldungstermins unter den letztgenannten einige würdige Ausstellungs-Exemplare aufgetrieben werden können, denn vorderhand herrscht unter diesen Neoslaven eine große, allerdings durch die Ueberstürzung, mit der man bei der Schürfung zu Werke gegangen, leicht erklärliche Verwirrung. Dieselben sind bis heutzutage noch nicht einmal gehörig sortirt, und selbst die Zelebritäten unter ihnen befinden sich in einem so großen National-Negligé, daß beispielsweise der Führer der Slovenen, Herr Bleiweis, bis jetzt nicht einmal Zeit gefunden hat, das Ei —ei aus seinem Namen herauszuwerfen, und auch der galizische Russe Herr Sacher-Masoch noch immer ein sehr störendes A—a im Namen herumschleppt.

Es ist mir leider nicht bekannt, ob unsere wasserpolakischen Volontärs, die Wiener „Deutschföderalen" nämlich, auf der Ausstellung der „slavischen Brüder" ebenfalls durch etwelche struppige Karyatiden-Häupter vertreten sein werden, und ob sich unter ihnen einige opferwillige Mitglieder befinden, welche aus reinen Verbrüderungs-

zwecken die Kosten einer für eine so weite Reise unerläßlichen Fußbedeckung nicht scheuen.

Ich weiß auch nicht, ob die deutschföderale Partei eines ihrer Mitglieder auf längere Zeit entbehren kann, ohne dadurch gesprengt zu sein, und mit Rücksicht auf solche und anderwärts gewiß wiederkehrende Fälle erschiene es zweckmäßig, wenn die kleineren nur in wenigen Exemplaren sich fortfristenden slavischen Stämme, um die Kosten einer Repräsentation mit Fußbekleidung leichter zu tragen, eine Kollektiv-Ausstellung veranstalten würden, nach dem Muster jener, welche von den kleineren Gewerbetreibenden an manchen Industrie-Orten für die Weltausstellungen geliefert werden.

Es wären nach dem Angeführten einfach ein paar Unaussprechliche auf gemeinschaftliche Kosten nach Moskau zu schicken, wobei ich wol nicht hinzuzufügen brauche, daß ich hier „Unaussprechliche" nicht in der übertragenen Beinkleider-Bedeutung gebrauche, sondern mit Beziehung auf solche Personennamen der Delegirten, die sich einer großen Ueppigkeit unartikulirter Laute erfreuen.

Wie interessant muß diese große Mannichfaltigkeit für den wissensdurstigen Ethnographen sein, der in Moskau eingehende Studien zu machen denkt!

Alle Berufsarten werden dort repräsentirt sein: vom genügsamen Ziegelschupfer bis zum durstigen Posaunenbläser, vom hungerigen Geschirrflicker bis zum selbstbewußten Kolatschenbäcker. Wie anregend muß die sich aufdringende Reichhaltigkeit der Physiognomien wirken: hier ein nordischer Frantissek mit kontemplativen Kartoffelzügen, dort ein südlicher Magazinowich mit einem blasirten Gurken-

haupte, zwischen beiden ein lächelndes Zwiebelgesicht. Welche reiche Fundgrube für einen denkenden Naturforscher!

Wer weiß, ob nicht ein Darwin zu noch überraschenderen Resultaten gelangen würde, als zu der von ihm konstatirten erfreulichen Thatsache, daß der Mensch, wenn er die vielen Zweige seines Stammbaumes hinunterklettert, an der Wurzel desselben einen possirlichen Pavian antrifft, in dem er seinen ehrwürdigen Urahn zu begrüßen hat.

Wie bei der Abtheilung der österreichischen Sensen auf der Pariser Ausstellung immer auch eine Metallplatte aufbewahrt wird, um die Unverwüstlichkeit unserer Sensen an ihr zu erproben, so wird auf der Moskauer ethnographischen Ausstellung bei der Abtheilung der vorhin erwähnten Unaussprechlichen stets eine Talgkerze brennen, damit den Ausstellungs-Besuchern der Beweis geliefert wird, daß man keinen der hier vorkommenden Namen nennen kann, ohne das Licht auszublasen.

Unter den Ausstellungs-Feierlichkeiten werden, wie man hört, die zu Ehren der anwesenden Gäste veranstalteten Konzerte besondere Aufmerksamkeit verdienen, doch dürfte, obgleich offiziell hierüber nichts bekannt geworden ist, die Vokalmusik in jedem Falle ausgeschlossen bleiben.

Mit großer Spannung darf man auch der Preisvertheilung entgegensehen. Einige Parteiführer werden aus keiner anderen Ursache prämiirt werden, als weil sie billig zu haben sind. Die Edelmetall-Medaillen aber werden wahrscheinlich zumeist der Střibro-Abtheilung verbleiben, denn wenn der Sieg nicht sehr gut versperrt ist, wird

er hier gewiß — davongetragen. Man hat auch viel von der Gefährlichkeit dieses panslavistischen Kongresses gesprochen, es kann ja aber doch nichts anderes beschädigt werden, als höchstens die Kultur.

Doch nein, wir Deutsch-Oesterreicher sind abgestumpft gegen die Gefahren des Aufgefressenwerdens, und können auch die Drohungen des panslavischen Bären mit einem gemüthlichen Lächeln begrüßen. Wol streckt dieser seine gewaltigen Tatzen gegen uns aus, aber wer weiß, ob er uns zu erdrücken die Absicht hat, vielleicht will er uns blos umarmen.

Gibt es denn nicht einige weiche Herzen, welche noch nicht Mitglieder eines Wohlthätigkeits-Vereins sind, und hätten diese nicht Lust ein Komité zur Unterstützung hinterbliebener Deutsch-Oesterreicher zu bilden? Der Vorschlag ist nicht so überflüssig, hat doch der bekannte Schriftsteller Steub in München, der uns seine Wanderungen in den Tiroler Bergen so schön erzählt hat, bereits die Sammelbüchse in die Hand genommen, um für die deutschen Schulen in Wälschtirol Unterstützung zu suchen.

Glücklich Derjenige, der die Volksschule zu St. Anna bereits hinter sich hat, und für die Erlernung der deutschen Sprache in Oesterreich nicht mehr zu zittern braucht!

Ungarische Brüder.

(Juli 1867.)

Der Ausgleich mit Ungarn ist eine Thatsache, der deutsche Kultur-Infanterist reicht dem Husaren der Weltgeschichte die Hand, und von seinem himmlischen Wohnsitze schaut Arpad herunter, mit einem wohlgefälligen Lächeln auf seinen finnisch-ugrischen Lippen.

Vom „Bockkeller" bis zu den Karpathen hat sich ein rührender Verbrüderungs-Enthusiasmus der Menschheit bemächtigt, und während der sanguinische Mensch seinem Herzensjubel in einem dreimaligen Eljen Ausdruck zu leihen sucht, begnügen sich kontemplative Naturen damit, ihre bisherige Ration von Paprika um das Doppelte zu erhöhen. Das „feurige Schwert", mit welchem unser Abgeordnetenhaus vormals über die Leitha dringen wollte, ist ein Schaustück für die „Ambraser-Sammlung" geworden, und die Paradies-Engel vor dem Schottenthore, die es getragen, spitzen jetzt ihre Lippen zum freundlichen Willkommgruße.

Schade, daß zu Adam und Eva's Zeiten die wunderthätige Kraft des passiven Widerstandes nicht näher gekannt war: der Mensch würde dann heute noch als paradiesischer Rentier vollauf und in Freuden leben, und für jeden Abschnitt vom Baume der Erkenntniß mit Vergnügen eine mäßig bemessene Couponssteuer entrichten.

Aber freilich, Adam war kein Deak, sondern der erste gemüthliche Deutsch-Oesterreicher, und im vorsündfluthlichen „Elaborat über gemeinsame Angelegenheiten" ließ er das Paradies den Engeln, und behielt nichts für sich als den Schweiß seines Angesichts.

Ich möchte wissen, was Herr v. Schmerling denkt, wenn er diese Ausgleichsseligkeit sieht und hört, wenn er die ungarischen Garden in ihren gefleckten Tigerpaletots betrachtet, die Magnaten mit ihren jedes Posamentirerherz erfreuenden Prachtgewändern, den Krönungsschimmel oder gar den Festochsen, der für das Vaterland zu sterben mit Vergnügen bereit ist; wenn er die heißblütigen Magyaren-Jünglinge sporenklingend und säbelschwingend durch die Straßen stürmen sieht, als wenn jeder wie Richard III. ein Königreich für ein Pferd zu geben willens wäre.

Ob er dann wehmüthig an die Zeit zurückdenkt, in welcher er ganz Oesterreich auf Wartegeld gesetzt hatte, ob ein Gefühl wie Neid gegen seinen Portefeuille-Erben in seinem Busen erwacht, ob er vielleicht leise vor sich hinmurmelt: Das hätte ich auch gekonnt, wenn ich gewollt hätte! oder ob ihn die schmucken Gestalten nur an die Theresianisten gemahnen, die im Frührothscheine im Hofe des Theresianums vor ihm exerzirt haben, und an die er dann einige schmeichelhafte Worte über ihre Haltung zu richten pflegte.

Und was Herr v. Beust wohl fühlen mag!

Ob nicht sein höfliches Herz vor der wilden Leidenschaftlichkeit dieser strammen Pusztenreiter erschrickt, ob sein an die Harmonien gezähmter Männergesangs-Vereine

gewöhntes Ohr nicht zagend die wilden Eljenrufe vernimmt, ob er stolz sich selber sagt: Diesen Vesuv habe ich zum Speien gebracht, diese Löwen brüllen nach meinen Notenheften, der Enthusiasmus, der hier moussirt, führt meine Etikette: „ganz echter Beust-Kabinet“, oder ob er aus der zitternden Luft die Fata morgana der Puszta sich erheben sieht, die ihm die königliche Hauptstadt Dresden vorspiegelt mit der Sixtinischen Madonna und der Brühl'schen Terrasse, und ob er dann nicht seufzend daran denkt, um wie viel leichter ein Volk zu regieren ist, in dessen Adern Blümchenkaffee sanft dahinfließt, als eines, dessen Pulse die Feuergluth des Tokaier jagt; welche Beruhigung der gesittete Bürger an der Elbe gewährt, der, wenn sein Nachbar niest, fragt, ob nicht ein Gewitter im Anzuge sei, gegenüber dem steuerrückständigen Naturmenschen an der Theiß, der, wenn dumpfe Donner grollen, ausruft:

Teremtete, zur Genesung!

Die Karrikatur der Karrikatur.

(September 1867.)

Es ist heutzutage schwer, keine Satyre zu schreiben und keine Karrikatur zu zeichnen.

Von der Krinoline angefangen bis zu der Katholiken-Versammlung in Innsbruck, vom Schmerzensschrei der unterdrückten Nationalitäten bis herunter zum Cancan,

vom Ausgleichsverfahren bis zu den unerwischbaren Dieben, von der bureaukratischen Langsamkeit bis zu der Heilung geheimer Krankheiten in vierundzwanzig Stunden, von den Heiraten im Luftballon, die jetzt in die Mode kommen, bis zu den unterseeischen Entbindungen, von denen wir vielleicht nächstens hören werden, fordert das nicht Alles zur Satyre heraus, muß es Einem nicht in den Fingern prickeln, wenn man die Feder oder den Pinsel ergreift?

Es ist auch in der That ein tiefgefühltes Bedürfniß geworden, einander auszulachen, und in den Witzblättern, wie auf der Bühne herrscht eine unermüdliche Thätigkeit, um den gerechten Anforderungen der Zeit in dieser Beziehung zu entsprechen. Ja, auch diese Hast der Satyre, diese wilde Uebertreibjagd der Karrikatur wird witzige Köpfe bald anregen, und zur Satyre der Satyriker, zur Karrikatur der Karrikatoren führen. Ein Schritt in dieser Richtung ist schon geschehen, indem Herr Franz Gaul eine Karrikatur der „Familie nach der Mode“, dieser Satyre auf die Sitten und Lebensweise einer modernsten Familie, oder richtiger einer in den öffentlichen Kirchenbüchern protokollirten Familien-Aktien-Gesellschaft, in dieser Woche veröffentlicht hat.

Diese Familie findet bekanntlich den Hausfrieden nur auf der Börse, sobald sie zu Hause ist, fängt sie zu zanken an. Die Hausfrau ist daher das Muster einer guten Familienmutter, indem sie niemals zu Hause, sondern immer „ausgegangen“ ist. Auf der Börse ruhen diese Familienväter von den Familien-Geschäftssorgen aus, dort finden sie Theilnahme, dort werden sie verstanden, dort haben sie auch das Embonpoint erlangt, das sie so kreditfähig

kleidet, und gegen welches sie den häuslichen Herd als Banting-Kur gebrauchen.

Während nun die Damen und Herren des Burgtheaters bemüht waren, die Toilette-Narrheiten der Mitglieder dieser Familie auf der einen und die Geschäftsraserei derselben auf der anderen Seite lächerlich zu machen, hat Herr Gaul diese mimischen Satyriker bei der Arbeit überrascht und dieselben, während sie durch Lachen die Sitten geißeln wollten, selbst gegeißelt und dem öffentlichen Gelächter preisgegeben.

Gaul ist Schlachtenmaler, kein Wunder daher, daß ihn manchmal die Lust überkommt, selbst die Mordwaffe in die Hand zu nehmen und dreinzuschlagen. Wehe den Nasen, Armen und Beinen Derer, die er dann trifft. Zu bedauern aber ist es, daß er bis jetzt das Schwert nicht gegen die Dummheit militans, gegen politische Schwachköpfe, ultramontane Dickbäuche und patentirte Protektionsheroen geführt hat, sondern zumeist gegen Harmlose, gegen Dichter und Schauspieler, welche, wie der etwas bornirte Erzeuger der „Jungfrau von Orleans“ ausrufen können: „Gott schütze Frankreich und den König, wir sind friedliche Landleute!“

So ganz gefahrlos ist aber das neueste Unternehmen des satyrischen Zeichners denn doch nicht, da er es gewagt hat, Damen zu karrikiren, und indem er das schwache Geschlecht angegriffen, dem schönen den Krieg erklärt hat.

Frauen zu karrikiren ist auch wirklich ein Fehlgriff, ein noch größerer ist es, unversorgte Mädchen zu karrikiren und so die Männerwelt auf das Nichtschöne derselben durch dessen Uebertreibung aufmerksam zu machen.

Nur das läßt sich zur Rechtfertigung unseres Satyrikers vorbringen, daß man mit der Karrikatur von Frauen eigentlich doch nur die Männer trifft, deren größte Schwäche jene sind.

Vierzehn Darsteller der modischen Familie treten in der Zeichnung auf, sieben Damen und sieben Herren. Von dreizehn hätte Einer sterben müssen, von den vierzehn ist Einer leider schon gestorben — Friedrich Beckmann. Seinem Nachfolger in der Rolle des Benoiton, Herrn Förster, welcher in der Karrikatur noch nicht an die Stelle des lustigen Fritz getreten ist, kommt auf diese Art das de mortuis nil nisi bene zugute, auf das sein Vorgänger Anspruch gehabt hätte.

In dem volkswirthschaftlichen Familien-Kongresse, den Herr Gaul zusammenberufen hat, erscheinen auch Frau von Evry und Herr von Champrosé. Die Firma Benoiton würde wahrscheinlich nie in die schwierige Handlungs-Krisis gerathen sein, wenn sie nicht diese beiden Individuen, die von der Volkswirthschaft nichts verstehen, in sich aufgenommen hätte, denn diese Zwei, deren edlen Charakter der Dichter durch das „von" vor ihrem Namen angedeutet hat, führen die tragische „Konjunktur" herbei, der v. Champrosé, indem er der Marthe Didier Geld leiht, und die v. Evry, indem sie beweiskräftige Darlehens-Urkunden verbrennt.

Wenn man die Karrikatur des Darstellers Champrosé's, des Herrn Baumeister, näher betrachtet, so muß vor allem die große Kurve, welche die Nase desselben beschreibt, auffallend erscheinen. Der Zeichner wollte vielleicht durch diese körperliche Erhabenheit, welche vermu-

then ließe, daß die tapferen Ahnen des v. Champrosé unter anderm auch das Bravourstückchen ausgeführt haben, trockenen Fußes durch das Rothe Meer zu gehen, den Verdacht in uns rege machen, als wenn der junge Edelmann der Frau des Börsenmannes kein zinsfreies Darlehen gegeben hätte.

Herr Sonnenthal, der unglückliche Ehegatte, hat auch wirklich furchtbare Ahnungen bezüglich der Höhe der bewilligten Zinsen, die sogar sein kleines Kind in der Wiege schreien machen könnte. Aber er schweigt, und den Sturm in seinem Innern verrathen nur die Faust, die er in's Herz zu graben versucht, und der Zylinder, welcher statt der Augen, die das Schmachten nicht lassen können, in unheimlichem Feuer erglänzt.

Die arme Marthe Didier weiß freilich, daß sie unschuldig ist, es scheint sogar, daß sie einen Anlauf nimmt, um wie ein Engel gen Himmel zu steigen, leider wird sie durch die zwölf Ellen Seidenstoff ihrer Schleppe verhindert, diesen Unschuldsbeweis auch wirklich anzutreten.

Seine ganze Bosheit hat aber der Zeichner der Darstellerin der armen Kamille gegenüber geübt, sein Stift geht hier weiter, als er hätte gehen sollen, und so dünn, daß sie fast nicht gehen kann. Fräulein Baudius mag sich über diese Verleumdung trösten; wenn Rafael ein großer Maler geworden wäre, auch ohne Arme, so sind doch Viele unbedeutende Schauspieler geblieben, trotz ihrer dicken Beine.

In der Frisur, die dem Fräulein Röckel zu Theil wurde, liegt nur eine Bosheit gegen die Theater-Friseurin,

und für den kleinen Théodule, welchen Fräulein Kratz spielt, werden sich die Eisenbahnen nicht länger blos die Hälfte zahlen lassen — wenn er fortfährt, Zigarren zu rauchen, wie ein Erwachsener.

Der Fälscher Pelka von Osorio.

(Oktober 1867.)

Der Fälscher Pelka war der Held der Woche!

Wie das Schulmeisterlein Wuz bei Jean Paul seine ganze Bibliothek sich selber schrieb, so hat dieser gewandte Nachahmer von Handschriften sich seine bureaukratische Karrière selbst geschrieben, vom Konzepts-Praktikanten der Zentral-Direktion der Tabakfabriken bis hart zum Rathe daselbst. Aber die Göttin der Gerechtigkeit machte endlich von ihrer Wage Gebrauch, und sprach im strengen Tone:

„Ich habe unter meiner Binde geraume Zeit hervorgeschielt und dein frevelhaftes Treiben beobachtet, mein lieber Ritter Pelka v. Osorio; ich habe meines Amtes nicht gewaltet, so lange es sich nur um Praktikanten-Stellen mit Adjutum und Theuerungsbeiträgen und selbst noch um Anstellungen mit höher bemessenen Quartiergeldern handelte; aber Du watetest immer tiefer in den höheren Diätenklassen der ärarischen Rauchtabaks-Verwal-

tung, so tief, daß Du endlich beinahe mit dem Halse im goldenen Kragen stecken geblieben wärest.

Das geht denn doch nicht, daß Einer zuletzt Rechnungsrath wird, ohne wirklich protegirt zu sein, daß ein Beamter vorrücken soll in eine Stelle, die man sonst nur im sauern Schweiße seiner Schwäger, Tanten und Geschwisterkinder erreichen kann. Die Familienbande würden ja gelockert und die Vorgesetzten brächten nicht mehr ihre häßlichen Töchter an die Subalternen, wenn sich Jeder die Empfehlungsbriefchen an den Herrn Hofrath selber schriebe.

Ha! wozu hab' ich den Göttinnenkurs der Gerechtigkeit absolvirt, wo ist mein Schwert und die zimentirte Wage?

Noch bin ich Göttin trotz des Konkordats, noch weiß ich trotz unserer Steuergesetzgebung, was recht und billig ist. Ich schlafe nicht, wenn mich auch das fortwährende Lesen im österreichischen Strafgesetze schläfrig gemacht hat. Ich will an diesem Pelka ein Exempel statuiren und ihn drei Jahre die Gefängniß-Reformen des Ministers Hye, des Einführers des gesottenen Rindfleisches in die vaterländischen Kerker, praktisch studiren lassen, ja, drei Jahre, also ungefähr so lange, als ein Gesuch, das den bureaukratischen Instanzenzug durchzumachen hat, bis zu seiner Erledigung braucht."

So sprach Themis, die approbirte Göttin der Gerechtigkeit.

Der Prozeß Pelka ist vorüber! Noch eine zeitlang wird die Photographie dieses Mannes des Tages in den Auslagekasten hängen, dann wird auch er vergessen werden,

dem ein noch größerer Lump wird, mit Silber, Cyankali und Sonnenstrahlen präparirt, im Visitkartenformat vor den Buden hängen und begafft werden. Der Himmel gebe, daß es wenigstens Einer sei, den schon die Strafe ereilt hat, und nicht Einer, der vielleicht lächelnd unter uns herumwandelt, und der, unsere Hände schüttelnd und unsere Achseln klopfend straflos lügt, betrügt und fälscht.

Der Mann, dessen Treiben uns so lehrreiche Aufklärungen über das Protektionswesen, „das Elend läßt zu hohen Jahren kommen", verschafft hat, ist vielleicht in diesem Augenblicke schon vergessen. Die Protektion aber, die Schutzpatronin der Dummheit, atzt die unbehilflichen kleinen Vettern und Schwäger weiter, die noch nicht allein auf Raub ausgehen können, und mit offenen Schnäbeln auf die Ernährerin warten, und auf das Futter, das sie ihnen in's Maul steckt: Verwaltungsrathsstellen, Eisenbahn-Direktorien, rothe Strümpfe, gestickte Krägen und kleine Sinekurchen aller Art.

Mit ihrem Adlerauge späht sie überall die warmen Nester aus, in die sie ihre Schützlinge setzen könnte, und es gibt kein Amt für das diese nicht die besten Fähigkeiten mitbringen. Sie verstehen Alles: das Chinesische, auch das Taubstumme, wenn es sein muß, und taugt zu irgend einem Posten nur ein Kretin, dann gibt es Keinen, der auf diese Bezeichnung mehr Anspruch machen kann, als der Sohn der Schwester des Herrn Hofrathes, als der Gemal der Nichte des Herrn Banquiers, als der Bruder der Frau des Herrn Direktors,

welche die schönsten Zeugnisse über ihren Kretinismus beibringen können, und sogar ausländische Kretinsanstalten mit bestem Erfolge absolvirt haben.

Eine Meyeradresse.

(November 1867.)

Die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien dürfte, ungeachtet der in ihr mit so heftiger Wuth grassirenden allgemeinen Verjudung, dennoch wie die Dinge jetzt stehen, der Hölle, die schon mit offenem Rachen ihrer harrte, zu entgehen Aussicht haben.

Es hat sich nämlich, wie die Zeitungen berichteten, eine Gesellschaft von 840 hier zuständigen, gottgefälligen Individuen zusammengefunden, welche dem Abgeordnetenhause eine Adresse für die Aufrechthaltung des Konkordats überreicht hat. 840 „katholische Männer" sind nun allerdings eine mehr als bescheiden auftretende Zahl, und es ist fast auffallend, daß in einer so großen Stadt wie Wien bei der Emission dieses Papiers keine „Ueberzeichnung" stattgefunden hat. Die flaue Betheiligung an der Zeichnung wird jedoch dadurch wieder ausgeglichen, daß auf dieser Adresse alle Stände, mit Einschluß jenes, dem man es nachrühmt, wenn er „gesund entlassen" wird, ihre Vertretung finden, und nicht allein der Bildungspöbel wie auf den *gegen* das Konkordat gerichteten Adressen.

Es ist überhaupt das Charakteristische der verschiedenen Adressen, welche zu Gunsten des Konkordats an den Reichsrath gelangt sind, daß die Unterzeichneten ein so „gemischtes Publikum“ bilden, daß auf ihnen der Graf Hand in Hand mit seinem Hausmeister das Jahrhundert in die Schranken fordert.

Hier findet man die Küchengehilfin oder, wie die Sappho vom „großen Zeisig“, Fräulein Mannsfeld, in ihren lyrischen Gedichten diese bezeichnet, den „Kuchelbären“, dort ein Lämmchen des Severinus-Vereins, hier den goldenen Kragen außer Diensten, der aus den Steuerbeiträgen der von ihm verfluchten Konkordatsstürmer eine Pension erhält, dort einen Fettfleck als Facsimile des lichtspendenden Kerzelweibes, auf der einen Seite den hungerigen Meister des ABC, auf der Adresse der 840 endlich einen an die höchsten Perzentsätze erinnernden Samuel Meyer. Die Nationalbank soll allerdings erklärt haben, daß sie auf die Adresse der 840 keinen Pfennig leihen würde, da nur einer von den verzeichneten katholischen Männern einen dem Klange nach kreditwürdigen Namen besitze, und zwar der katholische Mann — Samuel Meyer, die anderen 839 insgesammt aber wögen keinen einzigen Moses auf.

Dieser Samuel Meyer hat in den Wiener Meyerkreisen eine bedenkliche Aufregung hervorgerufen, und tausend Meyer haben beschlossen, eine Adresse an das Abgeordnetenhaus zu richten, in welcher sie erklären, daß Keiner von ihnen der Konkordats-Meyer sei, der sich wie durch ein Wunder unter die 840 katholischen Männer verlaufen habe.

Es war uns gestattet, in diese alphabetisch geordnete Meyer-Adresse, die mit einem Aaron Meyer beginnt, in einem Lazar Meyer gipfelt und mit einem Zedekia Meyer schließt, Einsicht zu nehmen. Die Adresse lautet, wie folgt:

„Hohes Abgeordnetenhaus!

Die unterzeichneten tausend durchaus steuerpflichtigen Meyer Wiens haben mit Schrecken vernommen, daß sich unter den 840 katholischen Männern, die in einer Adresse um die Aufrechthaltung des Konkordats petitionirt haben, ein Meyer befindet, und zwar, als wenn es mit diesem einen Schlage aus heiterem Himmel auf alle Meyer nicht genug wäre, ein — Samuel Meyer!

Das hohe Haus wird in seinem Gerechtigkeitssinn erkennen, daß bald Jemand Meyer heißen kann, und wenn es sein muß, auch Samuel Meyer, und es wird sich daher gewiß fragen: was für ein Samuel Meyer ist der Samuel Meyer auf der Adresse, der alle Meyer Wiens in Verlegenheit bringt? Ist es einer von den 120 Meyern, die auf die Börse gehen, ist es einer von den 78 Meyern, die Produktenhändler sind, ist es einer von den sieben Meyern, die jeder einen großen Treffer gemacht haben, ist es einer von den vier Meyern, die in diesem Jahre verrückt geworden sind, oder ist es einer von den acht Doktoren Meyer, die jeder ein Pulver erfunden haben?

Wir leben in einer bösen Zeit, heutzutage will schon Jeder Meyer heißen.

Hohes Abgeordnetenhaus!

Ebensowenig wie es auf die ganze große Bevölkerung

Wiens ein schlechtes Licht werfen kann, wenn 840 (vielleicht auch Zugereiste) aus ihrer Mitte das Konkordat, welches Oesterreich in's Verderben geführt hat, aufrechterhalten wissen wollen, ebensowenig, hoffen wir, wird es dem Rufe der Meyer Wiens nachtheilig sein, daß ein Meyer sich eine so meyerwidrige Handlungsweise hat zu Schulden kommen lassen, denn was ist ein Samuel Meyer gegen uns Alle? Eins per mille!

Wir müssen im Namen der Humanität und der Toleranz gegen diesen Eins-pro-mille-Meyer Protest leviren, denn Meyer heißt Duldung und Gleichberechtigung. Haben wir Meyer's nicht schon längst die chinesische Mauer niedergerissen, die noch die anderen Menschen unter sich aufrechthalten, haben wir nicht allen Konfessionen unsere Arme geöffnet, haben wir nicht Katholiken unter uns Meyern und Protestanten, und wie sich das hohe Abgeordnetenhaus aus dem Schematismus überzeugen kann, sogar türkische Großhändler? Sind nicht alle Nationalitäten bei uns vertreten, sogar die neuerfundenen, denn es ist ja nicht lange her, daß der berühmte Slovene Mejar Meyer geheißen hat? Meyer ist daher der ideale Mensch, die Menschheit kann es nicht weiter bringen, als es die Meyer schon gebracht haben, und der Marquis Posa hieße mit größerem Rechte: Herr Meyer.

Wir können also diese Meyerschande nicht auf uns ruhen lassen, denn wir sind der personifizirte P r o t e s t gegen das Konkordat, das zwischen Meyer und Meyer eine Scheidewand errichten will, das den kleinen Meyer in der Schule gegen den kleinen Meyer, der neben ihm sitzt, aufhetzt, das die Hand des Meyer-

Jünglings aus der Hand der Meyer=Jungfrau reißt und nicht gestatten will, daß Meyer und Meyer nebeneinander begraben liegen.

Indem wir uns schließlich der Hoffnung hingeben, daß der Konkordats=Meyer auf einem Mißverständnisse beruhen werde, zeichnen wir hochachtungsvoll: Tausend Meyer für Einen!" (Folgen die Unterschriften.)

Der Schulz von Altenbüren.

(Zum ersten Male aufgeführt im Theater an der Wien zum Besten der „Concordia."

(Nov. 1867.)

Wer heutzutage mit dem Zeitgeiste in Konflikt geräth, kann allenfalls noch im Lustspiele Karrière machen; der Held eines Schauspiels ist er eben so wenig, wie Einer, der den Vorsatz gefaßt hat, mit seinem harten Schädel gegen eine Lokomotive anzurennen.

Wer für die Theorie des beschränkten Unterthanen=Verstandes, für das Prohibitivsystem, oder für das Konkordat einsteht, wird einfach ausgelacht, und der Dichter, welcher den ultramontanen Regierungsrath Arndts zum Helden eines Schauspiels machen wollte, hätte daher einen Mißgriff gethan, wenn auch die erste Aufführung des Stückes zum Besten des Schriftsteller=Unterstützungs=Vereins „Konkordia" erfolgen

würde. Der kaiserliche Rath Mosenthal, wie er in bureaukratischen, „der talentvolle Verfasser der Deborah", wie er in befreundeten Schriftstellerkreisen genannt wird, hat diesen Mißgriff gethan. Nicht etwa, daß der Professor des römischen Rechtes, Herr Arndts, der Held des Schauspiels wäre, welches Donnerstag im Wiedener Theater zum Besten der „Konkordia" über die Breter ging! Nein, der „Schulz von Altenbüren" ist wol auch auf rother Erde geboren, wie Herr Arndts, und grob, eigensinnig und reaktionär, aber nicht Professor und Regierungsrath, wie dieser, und nach dem, was Mosenthal aus ihm gemacht, hat er auch keine Aussicht, eine „europäische Berühmtheit" zu werden, wie Herr Arndts eine, nach seiner eigenen Aussage ist.

Der Schulz ist ein querköpfiger Bauer, ein Traditions-Grobian, der, sobald er von Neuerungen hört, wüthend wird wie ein Stier, dem man ein rothes Tuch vorhält. Ein solches rothes Tuch wird dem armen Schulzen von Herrn Mosenthal durch vier Akte vorgehalten. Nur ist das blinde Schimpfen der so dupirten löblichen Dorfobrigkeit auf den Zeitgeist umsoweniger gerechtfertigt, als der uns vorgeführte einer der zahmsten Zeitgeister ist, die wir jemals kennen gelernt, ein Zeitgeist mit solchen Rücksichten nach „Oben", daß er augenblicklich in jedes Ministerium als Konzepts-Adjunkt eintreten könnte, ein juste milieu-Zeitgeist für Kapitalisten, die ihr Vermögen in konvertirten Fünfperzentigen angelegt haben, ein Geist der Zeit, der nach einem von der Statthalterei autorisirten Programme vorwärts geht, der gerührt ist, wenn er ein Belobungsdekret erhält, und nach vierzig

Dienstjahren in den Adelsstand als „Edler v. Zeitgeist“ erhoben wird.

Der Schulz von Altenbüren, welcher als Erzkonservativer nicht geneigt ist, das gute alte dramatische Herkommen zu verletzen, hat eine Tochter, und in diese ist ein freiherrlich Spiegel'scher Oberjäger vernarrt. Der Dichter brauchte denselben nicht charakteristischer zu zeichnen, da es die gütige Vorsehung bereits gethan hat, indem sie ihn mit brennrothen Intriguantenhaaren auf die Welt setzte. Der Oberjäger erscheint zeitweilig mit einem teuflischen Grinsen und einem geladenen Stutzen auf der Bühne; mit dem ersteren verscheucht er die Mädchen, mit dem letzteren die Wilddiebe. Es ist daher kein Wunder, daß die Schulzentochter die Liebe dieses Mannes, der, wie die Phrenologen zu sagen pflegen, ein Ohrfeigengesicht hat, unerwidert läßt.

Das schöne Mädchen wird deshalb nicht sitzen bleiben, denn wenn alle Stricke reißen, bleibt doch noch der — — Onkel aus Amerika. Derselbe ist zwar auch vor einigen Jahren ausgerissen, und hat des Schulzen Schwester mitgenommen, der liederliche Strick, aber er und sein Weib haben das nach Kräften gut zu machen gesucht, und sind gestorben. Der Onkel aus Amerika hilft auch hier aus der Noth; er erscheint zwar nicht als Geist, aber sein Sohn erscheint als Zeitgeist am Gartenzaune mit blauweißgestreiftem Hemde und weit über alle europäischen Begriffe ausgeschlagenem Hemdkragen, mit einem Matrosenhut auf dem freien Haupte und einem Revolver im Gürtel, kurz jeder Zoll ein sogenannter „Sohn der freien Republik Amerika“.

Der Neffe aus Amerika und die Kousine aus Europa sehen sich an jenem Gartenzaune, verlieben sich unbekannterweise in einander, und bald steht der rowdy boy vor dem Schulzen, der nun zum erstenmale in seinem Leben eine Entdeckung von Amerika macht, indem er einen Neffen von dorther kennen lernt. Um nicht aus der Rolle zu fallen, schimpft der Schulze eine Weile, und will von der transatlantischen Sippschaft nichts wissen; aber endlich schließt er den Schwestersohn, da sich dieser über Auftrag der sterbenden Mutter auf rother Erde ansiedeln soll, also weniger aus Herzens- als aus geologischer Neigung, in die Arme.

Der Junge will das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und hält stante pede um die Hand seiner Kousine an, drei besonnene Familienväter im Parterre errathen aus den gerührten Zügen des Vaters dessen Einwilligung, und stecken bereits die Zehnkreuzerscheine für die Garderobe in die Westentasche; während der Schulze dem Neffen die Hand der Tochter gewährt, holen sie sich den Winterrock, und eilen keuchend auf ihre Sitze zurück, um Tag und Stunde der Trauung zu erfahren.

Ein anderer Theil des Publikums will jedoch für sein theueres Geld kein einaktiges Lustspiel, sondern das versprochene vieraktige Schauspiel, und erklärt, daß es Sache des Dichters sei, die fehlenden drei Akte herbeizuschaffen. Der Dramatiker habe allerdings die Konflikte vor der Sperrstunde zu beseitigen, aber das Publikum nicht anderthalb Stunden vor dem Nachtessen nach Hause zu schicken.

Man verlangt Auskunft von dem Dichter und ruft

ihn, aber es war nicht nöthig, der Vorhang geht in die Höhe, das Stück nimmt seinen Fortgang. Es erscheint nämlich auf der rothen Erde ein Herr im schwarzen Frack, mit taubengrauen Handschuhen und einem funkelnden Zylinder. Die neue Figur des Stückes ist ein sogenannter „gemischter Charakter", er hat den rothen Bart des Intriguanten des Dramas, er trägt Brillen, wie sie nur ein Zeitgeist trägt, er ist ein Bureaukrat wie der Schulze, und naiv mit einem Anfluge von Sentimentalität wie des Schulzen Töchterlein. Der gemischte Charakter verbeugt sich graziös vor den Logen links, sodann vor den Logen rechts, endlich vor dem Parterre, schließlich richtet er einen Blick voll Innigkeit auf die Galerien und preßt dabei gerührt die Taubengraue aufs Herz.

Nach dieser „eingelegten" mimischen Soloszene fällt der Vorhang wieder, und jetzt erst erfahren wir, daß der Mimiker Herr Mosenthal war, welcher durch das geschilderte stumme Spiel den Applausspendern die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung erneuern wollte.

Der Schwiegersohn aus dem Urwalde benützt den Zwischenakt, um einige nothwendige Drainage-Arbeiten vorzunehmen und einen Sumpf in ein Getreidefeld zu verwandeln. Der Schulze will dem Neffen noch vor der Hochzeit die Schulzenwürde übertragen, während der feierlichen Uebertragungs-Zeremonien jedoch springt ein vom Intriguanten gehetzter Eber in das Feld, und der Amerikaner, um anzuzeigen, daß er keine Konvenienz-Heirat schließe, schießt mit seinem mehrläufigen Pistol den Eber nieder. Er soll als Wilddieb verhaftet werden; der Schulze läßt die Partie zurückgehen, wird grob gegen alle

Neuerer und hält sich nur mit Mühe zurück, das von Professor Arndts wieder in Curs gesetzte Wort „Bubokratie", welches ihm auf der Zunge liegt, auszusprechen.

Ein Fuhrmann, der große Sympathien für den Zeitgeist an den Tag legt und, wenn er kutschirt, jedenfalls auf der äußersten Linken sitzt, hält in Würdigung des ungezwungenen Benehmens des Amerikaners während jenes feierlichen Aktes den Moment für geeignet, um das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe zu begehen, und läßt Sturm läuten. Das Publikum ist so einsichtsvoll, nicht „Feuer" zu rufen, und es ist daher glücklicherweise kein anderes Unglück zu beklagen, als daß Frau und Tochter des Schulzen diesem Lebewohl sagen, um durchzugehen.

Von nun an ist es mit der Handlung aus, und der Schluß wird nur durch gütliches Zureden herbeigeführt; der Schulze redet sich zu, seine Frau, die wahrscheinlich den Postwagen versäumt hat und wieder zurückkehrt, redet ihm zu, der weggejagte Bräutigam redet ihm zu, die Tochter deßgleichen und ebenso der Exzellenz Spiegel, der inzwischen aus der Stadt die französische Revolution mitgebracht hat. Der Schulze will die Sache nicht hinaustrainiren, und anstatt dem Baron zu antworten: Was gehen mich Polen, Juden und Franzosen an! wie er dies noch um halb neun Uhr gesagt haben würde, läßt er sich beschwichtigen, und es bleibt wieder Alles beim ersten Akte — die Beiden bekommen sich!

Der Dialog des Stückes ist gemeinverständlich und der Dichter hat dies namentlich durch die Aufnahme vieler allgemein gangbarer Redensarten in denselben erreicht.

Besonders reich an Wendungen ist der Dichter, sobald er von der Macht der „Zeit" spricht. Der „Geist der Zeit", „das Schwungrad der Zeit", „der Wagen der Zeit" sind mit Vorliebe gebrauchte Bilder — den „Zahn der Zeit" hat sich Herr Mosenthal leider entgehen lassen, und man sollte doch denken, daß auch dieser bereits in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Nur in der letzten Szene wird der Dialog klassisch, anstatt nämlich mit den Worten: „Eile mit Weile!" zu schließen, schließt der Dichter mit den, einen antiken Charakter an sich tragenden Worten: „Maßhalten!" Glücklicherweise gehört auch diese Redewendung zu den bekannteren.

Der Sonnenaufgang im Beginne des vierten Aktes gehört zu den schönsten Sonnenaufgängen Mosenthal's.

Das Frühmeß- und das Sturmläuten genügten bescheidenen Anforderungen.

Der Prozeß Ebergenyi.

(April 1868.)

Man muß gestehen, das Repertoire unseres Gerichtssaales bietet eine reiche Abwechslung; Tragödienschreiber, welche es studiren, können um Schufte nicht mehr in Verlegenheit sein, und die Jagos und Franz Moore werden sich im Grabe umkehren, wenn sie von ihren Epigonen so überragt werden. Betrug, Fälschung, Raub und Mord

stehen an der Tagesordnung, und es wird den ehrlichen Leuten bald nichts mehr übrig bleiben, als sich in die „böhmischen Wälder“ zu schlagen und das Terrain der Stadt Wien den Schurken zu überlassen.

Es ist noch nicht lange her, daß das Mörderliebespaar Troll-Petersilka unseren Abscheu erregt hat, und schon wieder hat sich vor den Schranken des Gerichtes einer jener scheußlichen Sensations-Romane abgespielt, dessen letztes Kapitel das Werk des Nachrichters ist. Wenn eine schmutzige Phantasie es hätte unternehmen wollen, Rousseau's „Neue Heloise“ zu travestiren, sie würde nach dem Liebesroman in Briefen, welchen der Protokollführer des Gerichtes im Prozesse Ebergenyi vorgelesen, zu spät kommen, denn die Travestie ist fix und fertig; nicht einmal die Episoden-Figur des „Frauenarztes“ fehlt zu einer solchen.

In einem jener „separirten Zimmer für eine einzelne Dame, oder auch einen Herrn“, in welches gewöhnlich eine einzelne Dame und auch mehrere Herren einziehen, wohnt Julie v. Ebergenyi, eine Stiftsdame.

Es muß bemerkt werden, daß das Stift, welchem diese Dame angehört, nicht zu jenen Jungfernstiften gehört, welche sich, wie Lessing in einem Epigramme vermuthet, besonders gesunder klimatischer Verhältnisse erfreuen dürften, weil, „seit Menschen sich besinnen, starb keine“, Jungfer „drinnen“. Das Stift, von welchem die Rede ist, zählt vielmehr zu den adeligen Damenstiften, die sich nur um die Zahl der Vorfahren, nicht aber der Nachkommen ihrer Mitglieder kümmern. Obwohl daher diese Julie nichts verabsäumt, um selbst einmal Vorfahrin zu werden, und zu diesem Behufe nicht

den Weg der Civilehe, sondern jenes schlüpfrigen Gewerbes betritt, als welches offenherzige Kanzelredner die Civilehe in neuester Zeit bezeichnet haben, stand ihr dennoch nichts im Wege, die nicht käufliche Stelle eines Mitgliedes jenes Stifts für ihre käufliche Person zu erhalten.

Man ersieht daraus, daß die schlechte Gesellschaft, welche bei ihr zusammenkam, sich stets in guter Gesellschaft befand, wenn auch diese Stiftsdame sich nur durch sehr feine, mit freiem Auge fast nicht wahrnehmbare Nuancen von den Pensionärinnen des Neudorfer Stifts unterschied.

Diese Dame nun, die Jeder, der sie sah, auch besiegte, wenn er kam, sah der Sprößling eines edlen Geschlechts, und bald schmückten auch ihn die Lorbeern des — — Ankömmlings. Sie wurde seine Julie, er ihr Gustav; sie warf sich an ihn weg, er sich an sie; er fing sie und sie ihn; beide Theile aber konnten den Fang, den sie gemacht, auf ihr moralisches Verlustkonto schreiben, der heruntergekommene Graf wie die gefallene Stiftsdame. Sie blieb ihrem Berufe treu und ließ sich von ihm lieben, er dem seinigen und ließ sich von ihr seine Schulden bezahlen. Aber sie, die nicht umsonst liebte, zahlte noch weniger umsonst Schulden, und die „angebetete Jützi" strebte danach, die Gattin ihres geliebten Gustav zu werden, oder, um in der Sprache der zwischen beiden gewechselten Briefe zu reden, Fräulein Ebergenyi wollte das „Weiberl" des „Mannerl" Chorinsky werden.

Einer solchen Verbindung stand die unglückliche Frau des Grafen im Wege, die dieser erbittert haßte.

Man schwankt, ob in seiner Liebe oder in seinem

Hasse eine tiefere Verworfenheit sich offenbart, man empfindet den Ekel, den man vor einer Kröte hat, ob diese lüstern ist, oder von Gift aufschwillt. Er schreibt unklar und sinnlos, sobald er von anderen Dingen spricht, als von den Trieben, die ihn beherrschen, seine Sprache ist so liederlich, wie seine Gedanken es sind, und er findet nie das Wort, welches er braucht. Nur wenn er seine Liebe oder seinen Haß ausschütten will, weiß er mit anwidernder Raffinirtheit die bestialischesten Worte dafür zu finden, welche die Sprache hat, ja er beschmutzt diese mit neuen Wörtern eigener Erfindung.

Und dieser Mensch lebte in der „Gesellschaft", seine Unwissenheit, Rohheit, Liederlichkeit und Verworfenheit schlossen ihn nicht von dieser aus, und wenig hätte gefehlt, so hätte er auch Fräulein v. Ebergenyi als Gräfin Chorinsky in diese geführt, denn die Familie Ebergenyi ist von altem Adel, und wenn auch die Ehe mit einer Bürgerlichen eine Mesalliance ist, so ist es doch nicht die Ehe mit einer Gefallenen, deren Blut vergiftet, aber „blau" ist.

Fräulein v. Ebergenyi hatte schon ihre Taschentücher mit der Grafenkrone sticken lassen, und warum nicht? warum sollte sie nicht die Gräfin eskomptiren, hatte doch der Graf längst den Gemal eskomptirt?

Die arme Gattin des Grafen muß sterben; er dingt in der Geliebten deren Mörderin, und diese sucht ihr Opfer in dem stillen Schlupfwinkel auf, in welchem es sich zurückgezogen. Die Giftmischerin langt in München an, und Mord im Herzen sinnend, wirft sie sich der Wollust in die Arme, als wollte sie noch einmal die ganze Schande der Gegenwart auf sich drücken lassen, um sich

zu der Frevelthat zu stählen, durch welche ihr die Ehre in den Schooß fallen soll.

Arglos nimmt die mißhandelte Gattin die Fremde auf, welche sie besucht, und sie trinkt den Tod, während die Mörderin auf ihre Gesundheit anstößt. Das Hinderniß ist hinweggeräumt; aber die „einzige angebetete Jützi" kennt „ihren Gustav", sie weiß, daß dieses „Mannerl" sie aus Liebe nie zum „Weiberl" machen wird, und auch auf sein Ehrenwort baut sie nicht, wohl aber auf seine Schuld. Der Mörder soll aus Furcht, von der Mörderin verrathen zu werden, sein Wort einlösen, sie heiraten und ihr endlich auch das Recht von Niemandem bestritten werden, ein Taschentuch zur Nase zu führen, an dessen Ende die Grafenkrone prangt.

Aber die Unvorsichtigkeit ist die Mutter der Polizei, diese entdeckt die Verbrecher und der Pitaval ist um ein „Extrablatt der Morgen-Post" reicher.

Die Zeitungsnotiz.

(Mai 1867.)

Gegen den Materialismus der Gegenwart haben schon zu wiederholtenmalen erfahrene Weltweise die warnende Stimme erhoben, und es läßt sich auch wirklich nicht in Abrede stellen, daß unserer Zeit zum großen Theile die „Fühlung" mit den Idealen, wie man im

Hauptquartiere zu Brünn gesagt hätte, abhanden gekommen ist. Auch der Feuilletonist, welcher freilich nur der Woche den Puls zu fühlen berufen ist, und dessen philosophirender Verstand höchstens dem letzten Grunde der Heiserkeit des Fräulein Gallmeyer nachzuforschen hat, findet in seiner beschränkten Sphäre nur zu oft Gelegenheit, diese Besorgniß erregende Abnahme der idealen Schwungkraft einer Zeit zu konstatiren, in welcher selbst die Staatspapiere sich seit Langem nicht über $55^1/_2$ zu erheben vermögen.

Die Zeitungsnotiz ist die Kulturgeschichte der Gegenwart, und wer sie studirt, wird nur zu bald die traurige Wahrnehmung machen, daß der Mensch es seit geraumer Zeit aufgegeben hat, mit seinem Palmenzweige an des Jahrhunderts Neige zu stehen.

„Zwei Strolche überfielen gestern Abends einen in ein Pissoir eintretenden Herrn in räuberischer Absicht,“ so lautet die Nachricht, welche in dieser Woche von den Wiener Journalen gebracht wurde.

Ist da nicht mit einem Schlage das Bischen von poetischem Nimbus zerstört, welches um den romantischen Beruf des Räuberstandes bisher noch geschimmert hat! Anstatt in die böhmischen Wälder zu eilen, oder wenn die beschränkten Mittel für die Kosten einer so weiten Reise nicht hinreichen, einen, ja auch den geringer Besteuerten zugänglichen Hohlweg, oder die erste beste verfallene Ruine aufzusuchen, machen die modernen Räuber Räumlichkeiten, in welche der Mensch nur „hinkommt mit seiner Qual,“ und die vor keuschen Ohren gar nicht näher zu bezeichnen sind, zum Tummelplatze ihrer Thätigkeit.

Wie scharf hätte Karl Moor, dieser edle Räuber aus Ueberzeugung, eine solche Taktlosigkeit bei seinen Berufsgenossen gerügt, und selbst der biedere Schweizer, dem gewiß nichts ferner lag als formelle Sentimentalität, hätte ein solches augenfälliges Außerachtlassen jeden Dekorums mit einer empfindlichen Zurechtweisung geahndet, nicht blos aus Rücksichten auf die Amalia seines Freundes und Hauptmanns, sondern dem Prinzipe zuliebe. Hat dieser doch schon durch seinen bekannten Ausruf: „Daß du in der Cloake erstickest!“ zur Genüge seine Abneigung gegen solche und ähnliche Sammelpunkte zu erkennen gegeben.

Sonst war der von Räubern Ueberfallene der Held der Gesellschaft, und wenn er mit geflügelten Worten erzählte, wie er die Angreifer kühn in die Flucht geschlagen hatte, mochte manches dunkle Mädchenauge bewundernd zu dem tapferen Ritter aufschauen. Wer weiß, wie oft durch solche Heldenthaten innigere Bande um zwei Herzen geknüpft wurden. Wie die Verhältnisse jetzt sind, kann man, ohne die ganze Damengesellschaft in Verlegenheit zu setzen, von seiner Tapferkeit gar nicht reden, denn diese Schauderromane sind nur „für Herren“, und wenn man schon in einem Inserate, der gegenwärtig so beliebten Art von Liebes-Korrespondenz, die „heißangebetete Sophie“ von dem räuberischen Ueberfalle in Kenntniß setzen will, ist man, prosaisch genug, hinzuzufügen gezwungen: „Wo? sagt die Expedition dieses Blattes.“

Selbst beherztere Naturen muß jetzt, wenn sie eine solche kleine Hütte des Anstandes betreten, ein Gefühl der Zaghaftigkeit beschleichen, als wenn sie sich einer Filiale der Kreditanstalt nähern würden. Wenn man mit

einem Freunde geht, und mit einem flüchtigen „Pardon!“ jenem beschaulichen Plätzchen zueilen will, fällt Einem dieser vielleicht mit dem Warnungsrufe in den Arm: „Bedenken Sie, Sie haben Frau und Kind!“ Dem harmlosesten Staatsbürger, der täglich um 10 Uhr Abends auf seinem Lager ruht, und dem, wenn er schon träumt, höchstens Nummern träumen, kann es jetzt widerfahren, daß ihm eine etwas satyrische Schwiegermutter bemerkt: „Man sieht Sie ja jetzt an den verrufensten Orten, Herr Schwiegersohn!“ während er doch nur ein Habitué dieser Kabinen der Schicklichkeit ist.

Ich habe vorhin die Zeitungsnotiz die Kulturgeschichte der Gegenwart genannt, und ist es nicht kulturgeschichtlich höchst interessant, wenn in dieser Woche sämmtliche Zeitungen eine Notiz brachten, daß „zwei den gebildeten Ständen angehörige Herren“ in den Hallen des gerade eröffneten Kursalons im Stadtparke sich mit weithin schallenden Ohrfeigen begrüßten, und mit einer solchen Konsequenz eine Reihe pugilistischer Kämpfe zum Besten gaben, daß bereits im Publikum die Anschauung Raum gewann, es habe die städtische Aedilität zur Feier der Eröffnung ein Preisboxen veranstaltet, während von anderer Seite mit einer gewissen Zähigkeit die Behauptung aufrecht gehalten wurde, es seien die beiden Faustkämpfer Patienten, welchen der Arzt Leibesübungen zur Wiederherstellung ihres geschwächten Nervensystems verordnet habe, und die daher die Eröffnung des Kursalons zum Behufe der orthopädisch-gymnastischen Kur sogleich benützten.

Die Zeitungsnotiz ist das Brouillon, welches Klio entwirft, bevor sie zu einer größeren „Konzeptsarbeit“

6*

schreitet; die Zeitungsnotiz klagt an und vertheidigt; sie spricht mit der beredten Kürze des Tacitus, und verurtheilt unerbittlich wie dieser mit einem Worte; in einer „dreimal gespaltenen Petitzeile“ sagt sie mehr als ein Leitartikel, der „auf die andere Seite geht“, und wenn die „Wiener Abendpost“ die rosigsten Hoffnungen ausspricht, dementirt sie die Zeitungsnotiz durch die kleinste nackte Thatsache.

Es gibt Berühmtheiten, von denen unausgesetzt gesprochen, über die fortwährend geschrieben wird, und die doch nie über eine dreizeilige Zeitungsnotiz hinausgekommen sind; es gibt Persönlichkeiten, von denen man immer wieder und wieder, aber nichts weiter liest, als daß sie aus Linz angekommen oder nach Preßburg abgereist sind, man weiß nicht, wer und was sie sind, aber sie treffen in jeder Woche glücklich aus Prag hier ein, und gehen regelmäßig mit dem Schnellzuge nach Brünn ab — es ist ein fortwährendes Gehen und Kommen, an das man sich zuletzt so gewöhnt, daß man besorgt wird, wenn der Herr, den man nicht näher kennt, nicht mit dem Frühzuge aus Großwardein hier eintrifft. Erst wenn sie gestorben sind, erfährt man, daß sie einen neapolitanischen Orden gehabt haben, und daß die Zeitungen deshalb deren Reisetagebuch so genau geführt haben.

Wie die Tragödie erregt die Zeitungsnotiz Furcht und Mitleid. Sie erregt Furcht, indem sie von einer neuen dramatischen Schrecklichkeit erzählt, welche der Parodist des Roßauer Theaters unter der Feder hat, und sie reinigt die Leidenschaften, da sie erzählt, daß die Kontrakte mit unseren greisen Ballerinnen wieder verlängert worden sind.

Die Höflichkeit beim Exerzieren.

(Mai 1867.)

Unsere rauhen Sitten verfeinern sich von Tag zu Tag und die Höflichkeit macht kolossale Fortschritte. Selbst der Hausknecht kann einem inneren Bildungsdrange nicht länger widerstehen, und man wird bald von dem „letzten Grobian“ mit demselben ehrfürchtigen Erstaunen reden, mit dem man jetzt vom „letzten Mohikaner“ oder vom „letzten der Barone“ spricht.

Auch die durch ihre biedere Barschheit bekannten alten Haudegen, welche schon lange, bevor Darwin's Theorien die wissenschaftliche Richtigkeit der Sache darthaten, ihren Mitmenschen instinktiv mit dem zoologischen Familiennamen seiner Ur-Ahnen apostrophirten, und die dafür von subalternen dramatischen Schriftstellern „prächtige Soldaten-Naturen“ genannt wurden, sterben nach und nach aus, und es tritt an deren Stelle ein neues wehrhaftes Geschlecht mit Distinktionszeichen auf dem Kragen, welchem die neue Dienstesgrammatik die Höflichkeit zur Pflicht macht.

Die Mannschaft vom Feldwebel abwärts hat nämlich eine grammatikalische Gratislöhnung erhalten, indem der Gemeine künftighin nicht mehr mit „Er“, sondern nur mehr mit „Sie“ angesprochen werden soll. Von heute an werden also in Oesterreich schon in Friedenszeiten um eine halbe Million „Sie“ mehr gebraucht;

wie man aber in Kriegszeiten den größeren Bedarf an neuen persönlichen Fürwörtern decken wird, weiß ich nicht, denn die unbedeutende Ersparniß, welche in dieser Beziehung durch das neue Avancementsgesetz erreicht wurde, indem das persönliche Fürwort der Regiments-Inhaber aufgehoben wurde, kommt wol nicht in Betracht.

Die Höflichkeit eilt im Galoppschritt vorwärts; das „Sie“ ist eine Station, bei welcher sie nicht stillehalten wird, und wer weiß, ob nicht schon in der nächsten Generation an dessen Stelle das „Euer Wohlgeboren“ getreten sein und in den Kreisen der „Deutschmeister“ allgemeine Aufnahme gefunden haben wird. Wie man jetzt in einem Fremdling an einem gewissen Uebermaß von Leutseligkeit und Trinkgeldern den inkognito reisenden Fürsten zu erkennen glaubt, so dürfte man in Zukunft einen Herrn, der durch seine gewählten Umgangsformen hervorragen wird, für einen Feldwebel in Zivil zu halten sich berechtigt glauben.

Wie jede Neuerung, wird auch diese militärisch-grammatikalische nicht gleich Anfangs ihre wohlthätigen Wirkungen offenbaren. Der vernünftig Denkende wird aber deshalb ihre Nothwendigkeit nicht verkennen, weil sie vielleicht, so lange sie noch nicht gehörig einexerziert worden ist, und so lange also selbst der „Mann mit Kapitulationszeit“ dem neuen grammatikalischen Reglement als Rekrut gegenübersteht, zu gewissen Irrthümern und Mißverständnissen Anlaß geben könnte.

Wie sollte auch der gemeine Mann, dem möglicherweise die geistige Fassungskraft von der Natur nur in homöopathischer Verdünnung zu Theil wurde, eine Ge-

sprächswendung seines Vorgesetzten, wie: „Sie sind ein Schafskopf!“ sogleich in ihrer ganzen metaphorischen Bedeutung zu erkennen im Stande sein, nachdem eine mehrjährige Gewohnheit ihn bisher nur eine solche Bemänglung seiner geistigen Richtung und Anschauungsweise in der grammatikalischen Form: „Er ist ein Schafskopf!“ erkennen ließ.

Ich verstehe zu wenig von den militärischen Wissenschaften, um beurtheilen zu können, inwieferne durch diese jedenfalls auf die Exerziermethode Einfluß nehmende neue grammatikalische Adjustirung auch Aenderungen in der Taktik sich als nothwendig herausstellen dürften; aber ich kann mir eine solche Möglichkeit immerhin vorstellen, nachdem bekanntlich auch das System der Hinterladung taktische Reformen zur Bedingung macht.

Dreyse hat diesen Zündnadeltriumph noch gesehen, die Götter haben ihm zu schauen erlaubt, wie die von vorne ladende Menschheit anbetend vor den Wundern seiner Zündnadel auf die Knie sank. Wie schade, daß es nicht auch den Gebrüdern Grimm gegönnt sein durfte, diesen militärischen Erfolg der neuhochdeutschen Elementar-Grammatik zu erleben, und in ihr Wörterbuch zu verzeichnen.

Ein Zimmer für einen Herrn Reichsrath.

(Mai 1867.)

Wir sind wieder konstitutionell geworden, Juchhe! Wir haben wieder die in Verstoß gerathenen verbrieften Rechte, Halleluja! Der Reichsrath ist eröffnet, Vivat! Redet bis ihr heiser werdet, interpellirt bis die Minister Kopfweh bekommen, wer einen Dringlichkeitsantrag auf dem Herzen hat, heraus damit, und freut euch der Verfassung, so lang das Lämpchen glüht. Lacht nicht mehr, wenn Steffens, der Ordner des Hauses, den Schluß der Debatte beantragt, denn es ist dies ein memento mori, das euch an den großen Schluß der Debatte von 1865, an die Sistirung, gemahnen soll.

Wie hat sich mit Einem Schlage die Situation geändert! Man fragt nicht mehr: Haben Sie die „Herzogin von Gerolstein" gehört? sondern: Haben Sie die Rede Giskra's gehört? Man kümmert sich nicht mehr um den Plan des „Generals Bumbum," sondern nur um den Plan zur Befestigung von Wien, nicht mehr um die diplomatischen Kniffe des Baron Grog, sondern um die nächste diplomatische „Fühlung" der Regierung, und lange nicht so sehr um die schönen Toiletten des Fräulein Geistinger, wie um die lichten Beinkleider des Baron Rothschild, des Einzigen, der bei der Eröffnung des Herrenhauses in diesen kleidsamen Farben erschien,

und für die Rechte des Frühlings mannhaft eingestanden ist.

Die Photographen nehmen die Sonne nur mehr für die Volksvertretung in Beschlag, und die Damen vom Theater haben schon in den Schaufenstern den Vertretern des Volkes Platz machen müssen. Hier ist Dr. Mühlfeld, der sein Gesicht unter der Stirne verbirgt, dort ein slovenischer O'Connell, in dessen Gesichtszügen bereits ein höhnisches „Oho" gährt, rechts ist ein Demosthenes, dem ein Ehrenplatz in der Walhalla von St. Pölten nicht entgehen wird, links der große Palacky, dessen Lippen ein breites Slava verschweigen.

Und erst die Zeitungen, wie haben sie sich geändert: die Reden der Abgeordneten und Reflexionen über diese füllen ihre Spalten, und selbst das Inserat hat politische Reife erlangt. Ja, auch das Inserat trägt einen konstitutionellen Charakter, und gewissenhafte Zeitungsleser werden beobachtet haben, daß unter den annoncirten Wohnungen „ein Zimmer für einen Herrn Reichsrath" eine hervorragende Rolle spielt.

Ich bin aus den Zeiten unserer politischen Mundsperre her gewohnt, die Inserate mit aller Aufmerksamkeit durchzulesen. Während nämlich in dieser Zeit der Preßsklaverei die Gedanken im Leitartikel Versteckens spielten, und ein kühneres Wort sich dort nur im Gewande der Charade an's Tageslicht wagte, hatte einzig und allein das Inserat der Freiheit der Diskussion einen Zufluchtsort geboten. Dort sprach Jeder seine Meinung frei und unverholen aus; ohne etwas zu vertuschen erklärte dort der Eine, daß er eine gesunde Amme suche, und ein An=

derer verhehlte es nicht, daß er den Moment sehnlichst erwarte, in welchem Jemand seine „radicirte Schankgerechtigkeit“ ablösen würde; Jener durchtönte ein Dutzend Petitzeilen mit der Klage um einen entlaufenen Hund, dieser appellirte an die öffentliche Meinung bezüglich seiner den Nachwuchs der Haare befördernden Pomade.

Und ich las dies Alles, und sog es in mich, obwol mir die gesündeste Amme von der Welt nicht hätte von Nutzen sein können, und jede auch noch so festgewurzelte Schankjustiz mir vollkommen gleichgiltig war, obgleich der Drang der Hunde nach Freizügigkeit mich nicht weiter berührte, und meine Haare zu faul waren, um zeitlich auszugehen. So blieb mir die Gewohnheit, die Inserate zu durchstöbern, und mein Inseraten-Kennerauge verweilte überrascht auf diesem „Zimmer für einen Herrn Reichsrath“. Wenn Jemand ein Zimmer annoncirt hätte, in welchem man ungehindert Cyankali verzehren oder der Bereitung von Orsinibomben mit Muße obliegen konnte, ich würde es begreiflich gefunden haben; aber ein Zimmer, das nur „ein Herr Reichsrath“ zu bewohnen geeignet war, reizte meine Neugierde, und ich entschloß mich, ein solches Zimmer in Augenschein zu nehmen, um meine kulturhistorischen Kenntnisse zu erweitern.

Ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß nur ein sehr scharfer Beobachter errathen konnte, ich sei kein Reichsrath, sondern ein ganz gewöhnlicher „solider lediger Herr“ und kühn schritt ich dem Hause zu, das sich, wie in dem Inserate mitgetheilt wurde, vor dem Schottenthore befand. Sollte vielleicht gar, so dachte ich, das Zimmer für einen Reichsrath eine Holzhütte sein, und hat etwa

diese Blutsverwandtschaft des Baumaterials mit dem des Abgeordnetenhauses den Vermiether auf die Idee gebracht, nur immune Afterparteien aufzunehmen?

Doch nein, da lag das Haus vor mir, und so sehr ich dasselbe auch musterte, ich fand nichts Auffallendes, wenn man nicht so überreizte Nerven besaß, um das Wirthshausschild „zum braunen Hirschen", das einladend winkte, oder den „bürgerl. Fragner" im Parterre zu den Auffälligkeiten dieses Lebens zu rechnen. Auf dem Hausthore prangte ein Zettel, welcher in Fraktur der Welt das Ereigniß verkündigte, daß hier ein Zimmer für einen Reichsrath „mit oder ohne Möbel" zu vermiethen sei.

Ein parlamentarischer Schauer erfaßte mich, als ich vor der Wohnung des Hausmeisters anlangte; aber unerschrocken erklomm ich fünfundvierzig Stufen, und wurde nun durch eine reizende Aussicht belohnt, denn gerade vor mir im zweiten Stocke war die Thüre 13, welche in die Wohnung des Freundes reichsräthlicher Zimmerherren führte. Ich muß gestehen, daß die Thürnummer, welche an den verhängnißvollen §. 13 erinnerte, mich etwas zaghafter stimmte, und ziemlich schüchtern zog ich die Glocke. Desungeachtet erscholl ein sehr eindringliches und lautes Geklingel, als wenn der Vermiether mich ob der Verletzung seines Hausrechts hätte zur Ordnung rufen wollen.

Ein Herr mit einem Schmerling'schen Backenbarte, mit Hasner'schen Brillen und einem ständischen — nämlich rothen — Schlafrocke öffnete die Thüre, und betrachtete mich mit dem prüfenden Blicke eines Mitgliedes des Verifikations-Ausschusses.

Endlich begann er im Geschäftstone, als wenn er das Protokoll der gestrigen Sitzung gelesen hätte: Was wünschen Sie? — Ich habe, antwortete ich, den politischen Tagesblättern liberaler Färbung entnommen, daß hier ein Zimmer zu vermiethen sei. — Ganz richtig, sehr wahr, bemerkte der Zimmervermiether, indem er freundlich grüßte, erlauben Sie mir nur „zur Fragestellung", sind Sie ein Reichsrath mit oder ohne Möbel? — Von dem jesuitischen Grundsatze ausgehend, daß der Zweck die Mittel heilige, ging ich über die erste Frage zur Tagesordnung über, und antwortete nur auf die zweite Frage: Ich besitze keine Möbel!

Der Vermiether führte mich nun in das parlamentarische Zimmer, dessen frühere Bewohner sich wahrscheinlich unziemlich benommen hatten, denn es war fast vollständig — „geräumt". Von Möbeln fanden sich nur ein Waschkasten, ein Tischchen mit einer Glocke und ein Strohsessel vor. Auf dem Ofen stand ein Schnellsieder, der im Nothfalle als Wahlurne verwendet werden konnte, und eine kleine Büste Schmerling's mit einem Lorbeerkränzchen.

Ich nahm den einzigen Sitzplatz ein, während der Vermiether sich vor das Tischchen gestellt hatte und „von der Tribüne" aus sprach. Aus dem Nebenzimmer war ein Geflüster weiblicher Stimmen zu vernehmen, welches mich auf die Vermuthung brachte, daß die Damen ein kleines Skrutinium vornahmen. Meine Schwiegermutter und meine Schwägerin plaudern mit meiner Frau wahrscheinlich über die heutige Sitzung, bemerkte der Vermiether „zur Richtigstellung der Thatsachen". Meine

Schwiegermutter wohnt nämlich auch im Hause, fügte er seufzend hinzu.

Ich erhob mich zum Zeichen des Bedauerns von meinem Sitze.

Sehen Sie, fuhr er dann fort, hier auf die „äußerste Linke“ kommt ein schönes Bett, welches einmal in der Woche frisch überzogen wird, „in das Zentrum“ kommt ein großer Schreibtisch mit der Brockhaus'schen Real-Encyklopädie, der Februar-Verfassung und dem Oktober-Diplom, und auf „die äußerste Rechte“ kommt ein Kleiderkasten mit der Büste von Schindler im Schmerlingformat, dabei wies er auf die Büste auf dem Ofen. In das rechte und linke Zentrum aber kommt je ein Kaktus. Sie sind vielleicht, fuhr er fort, ein Ruthene, aber einerlei, der Waschkasten bleibt in jedem Falle stehen. Die Aussicht, dabei öffnete er das Fenster, ist eine freundliche, Sie können von hier aus die Tabak-Trafik sehen, in welcher unser Präsident, Dr. Giskra, seine Zigarren kauft. —

Sie besuchen wol, interpellirte ich ihn, sehr häufig die Sitzungen des Abgeordnetenhauses? — Ich habe, erwiderte er, noch keine Sitzung versäumt, ich bin auf der Galerie auch ziemlich bekannt, und ich bin Derjenige, der, wie Sie sich erinnern werden, in der letzten Session so unglücklich war, einen Bleistift hinunterfallen zu lassen. Ich habe auch sieben Ministerlisten entworfen, aber meine bekannteste Kombination ist: Kuranda, Krieg; Berger, Ackerbau; Litwinowics, Aeußeres. Ich arbeite jetzt eben an einer neuen Ministerliste, in welcher ich Kuranda's Portefeuille einem Autonomisten übertragen will.

War vielleicht einer oder der andere Ihrer Kandida-

ten, unterbrach ich ihn, schon Ihr After„partei-Genosse" ? O nein, antwortete er, bis jetzt war das Zimmer überhaupt noch nicht vermiethet. In der letzten Session war schon ein Pole nahe daran, dasselbe zu miethen, allein nachdem er es mit allen „Konsorten", die einen Antrag von ihm unterzeichnet hatten, bewohnen wollte, und da meine Frau an Migräne leidet, bewog ich ihn, seinen Antrag, der ohnedies auf keine Stimme „im Hause" rechnen konnte, zurückzuziehen. Die anderen Wohnungskandidaten aus dem Hause der Abgeordneten, fuhr er fort, waren bisher mit den Diäten nicht einverstanden. — Mit den Diäten, fragte ich? — Ich verstehe unter Diäten den Miethzins, der inklusive der Bedienung durch ein Stubenmädchen und einen Kleiderordner 50 fl. monatlich beträgt. — Ah, sagte ich, Sie gehören wol der Fraktion Rothschild-Sina an, und Sie erwarten gewiß, daß einer Ihrer Konsorten aus Partei-Disziplin das Zimmer miethet?

Im Gegentheil, antwortete der Vermiether, meinen politischen Anschauungen nach, sitze ich dicht hinter Pratobevera. Was aber den Miethzins betrifft, so habe ich denselben so hoch gegriffen, weil mir, aufrichtig gestanden, nichts daran liegt, das Zimmer zu vermiethen. Meine Frau und Schwiegermutter jedoch erwarten durch einen Zimmerherrn, der das Vertrauen des Volkes besitzt, zu den Soiréen und Bällen der Minister Zutritt zu erlangen, und ich kläre, indem die Abgeordneten aller Parteien unter meiner „Führung" dieses Zimmer besichtigen, meine politischen Anschauungen. Finde ich aber einen Volksvertreter, der mir für dieses Zimmer wirklich 50 fl. zu zahlen willens und im Stande ist, nun so habe ich dann sicher

einen vollkommen unabhängigen Abgeordneten vor mir und setze ihn auf meine Ministerliste als Finanzminister, denn das Portefeuille eines solchen habe ich leider bis jetzt nicht an den Mann bringen können.

Darf ich jetzt, fuhr er fort, Sie um Ihr Programm ersuchen? —

Verlangen Sie dies nicht, antwortete ich, Sie würden sich als gemäßigt Liberaler entsetzen. Ich sitze so weit links, daß ich bisher im Abgeordnetenhause noch keinen Platz habe finden können, denn von der äußersten Linken zu meinen Anschauungen ist noch so weit, wie von Ihrer Wohnung zum allgemeinen Krankenhause. Wenn ich den mir entsprechenden Platz im Hause einnehmen will, muß ich mich auf die Bank vor dem Exerzierplatze setzen. —

Das ist ja entsetzlich, rief der Vermiether; darf ich Sie um Ihren Namen bitten, vielleicht kann ich Sie in stürmischen politischen Zeiten auf meine Ministerliste setzen? —

Gönnen Sie mir heute noch, antwortete ich, mein Inkognito. Wenn Sie aber Sonntags die „Presse“ lesen, werden Sie mich kennen lernen.

Ein Hundstag.

(Juli 1867.)

Ich war müde, abgespannt und schlecht gelaunt, kurz alle Symptome kamen bei mir zum Vorscheine, welche den kosmischen Aufgang des Hundssternes Sirius begleiten; ich war das, was das neue Vereinsgesetz in den Paragraphen 1 und 6 „staatsgefährlich" nennt; wenn ich mich jetzt mit einem gleichgesinnten Berufsgenossen versammelt hätte, wir würden vielleicht um Abschaffung des Feuilletons petitionirt haben.

Alle projektirten siebzig Honved-Bataillone! fluchte ich, wer kann diese tropische Hitze aushalten, die zum „Durchbrennen" ist. Wenn ich denselben Schweiß, den mich der Weg vom Burgthor auf den Graben gekostet hat, in Afrika nutzbringend angelegt hätte, würde ich vielleicht schon die Nilquellen entdeckt haben, und jetzt photographirt auf dem Graben in Ruhe hängen, statt über denselben mich fortzuschleppen. O, diese Regierung, rief ich, was geschieht hier für den Verschmachtenden? Die rumänische Regierung läßt wenigstens ihre subsistenzlosen Unterthanen in's Wasser werfen, wenn sie sich mit einem Attest über ihre Beschneidung und sonstigen materiellen Nothstand ausweisen, wir österreichischen Staatsbürger sitzen trotz unserer Defizite doch immer im Trockenen.

Ich war der einzige Spaziergänger auf dem Graben, doch nein, da kam ein zweiter; es war einer meiner Bekannten, ein Arzt ohne Patienten, der offenbar nur Jemanden suchte, den ein vom Himmel gesendeter Sonnenstich getroffen haben könnte.

„Was gibt es Neues,“ fragte er mich. —

„Es kommen jetzt sehr häufig Schlagflüsse vor,“ antwortete ich, um ihm eine Freundlichkeit zu erweisen. —

„Ich fürchte,“ bemerkte er, „die Cholera wird wieder unser Gast.“

Diese Heuchelei des Undankbaren verdroß mich, ich winkte ihm einen Abschiedsgruß. „Warten Sie doch noch einen Augenblick,“ rief er. — „Ich habe große Eile,“ erwiderte ich, und kroch weiter.

Ich ging auf den Stefansplatz, und erquickte mich mit der Erinnerung an einen Windstoß, der mir im Frühling einen Ziegel auf den Kopf geworfen hatte. Ein Studienfreund, der jetzt Konzipient ist, stieg in einen Stellwagen. Der Aermste, sagte ich zu mir, fährt in das Dianabad, er hat schon früher an Rheumatismen gelitten, und muß gewiß jetzt Sumpfbäder gebrauchen. Als wenn aber mein rheumatischer Kollega meine Gedanken errathen hätte, rief er mir beschwichtigend zu: „Ich habe eine Pfändung in der Leopoldstadt!“ Glücklicherweise, dachte ich, kann man bei dem gegenwärtigen Steigen des Quecksilbers bis auf das Hemd ausgezogen werden, ohne sich zu erkälten.

Mißmuthig ging ich zum Mittagessen. Der Tisch, an dem ich sonst in heiterer Gesellschaft gespeist hatte, war verwaist, denn die ehemals um ihn herumsaßen,

hatten Wien den Rücken gekehrt. Der Tisch war zwar noch, wie in seiner Glanzperiode, „besteckt“, aber die Gabeln und Messer in den Gläsern erinnerten mich fast an Grabsteine, die zu sagen schienen: „Wanderer, setze dich nur nieder, die früher hier ruhten, sind jetzt in ein besseres Salzkammergut hinüber.“ Der Zahlkellner blickte verstört, das Dasein war ihm offenbar ein Räthsel geworden, und er schnupfte, um seine Finger, die an das Geldwechseln gewöhnt waren, zu beschäftigen. Er trat zu mir heran, und deutete melancholisch auf einen Herrn, der an dem entgegengesetzten Ende des Zimmers saß. „Der Herr dort,“ sagte er seufzend, „war sonst ein „guter“ Gast, seit vier Tagen ißt er aber nichts als Gurken, und heute hat er schon die dritte Portion Gurkensalat verzehrt.“ Ich erröthete etwas, denn ich hatte soeben der von mir verzehrten Salzgurke eine Nachfolgerin bestellen wollen.

Die anderen Kellner gähnten, es flog ihnen aber kein Trinkgeld in den Mund.

Nach Larochefoucauld liegt etwas in dem Unglücke unserer besten Freunde, was uns nicht ganz mißfällt, und ich muß aufrichtig gestehen, daß das Mißgeschick der Kellner in der saueren Gurkenzeit mich etwas aufrichtete und meinen Trübsinn milderte. Ein armes kleines Mädchen lief mir nach, und bot mir eine Nelke an, ein Selam, der Sehnsucht nach Kupfermünze bedeutet. Ich steckte die Blumensprache in das Knopfloch. Ein Karrièremacher, der sonst immer stolz meinen Gruß abwartete, bevor er mich erkannte, hielt mich wahrscheinlich für einen neugebackenen Ritter des Verdienstkreuzes und grüßte diesmal

zuerst. Um den vorschnellen Grüßer zu ärgern, zog ich das duftende Ordensband aus dem Knopfloche, und roch daran.

Ich trat in ein Kaffeehaus, ein Herr las eifrig in der „Gartenlaube“ — es war der Billard-Marqueur. Ich besuchte ein zweites Kaffeehaus, offenbar aber hatten Philologen den Plafond und die Wände im Verdacht Palimpseste zu sein, und suchten nun durch Kratzen und Schaben zu den klassischen Originalen zu gelangen.

Gott sei Dank es war halb sieben Uhr; wenn ich jetzt nach Hause ging und mich ankleidete, wurde es sieben Uhr, und um diese Stunde erwartete mich Fräulein Seraphine. Fräulein Seraphine steht ziemlich verlassen in der Welt, und ich hatte geglaubt, mich der theilweise Alleinstehenden annehmen zu sollen. Sie hatte die Absicht, zur Bühne zu gehen, und ich gab ihr ästhetischen Unterricht, studirte Rollen mit ihr ein, und erlaubte mir hin und wieder, die Lücken ihrer Theater-Garderobe durch einen Hut oder eine Mantille auszufüllen. Seit zwei Wochen studirten wir die Birch-Pfeiffer'sche „Lorle“, für welche Fräulein Seraphine besondere Vorliebe an den Tag gelegt hatte.

Seraphine, sagte ich im Nachhausegehen, ist jedenfalls eine angenehme Bühnenerscheinung, sie weiß hübsch Toilette zu machen, und was ihr vielleicht an künstlerischer Auffassung noch mangelt, ersetzt sie allerliebst durch eine reizende Art, sich zu chaussiren. Für die Rolle der Lorle scheint sie mir allerdings nicht ganz geeignet, sie kann sich die koketten Augen nicht abgewöhnen, und statt sentimental zu sein, ist sie schnippisch, ein Tausch, der

zwar mir, für meine Person, vollkommen zusagt, an dem aber der Maler „Reinhart" möglicherweise keinen Gefallen findet. Auch das Schwäbeln trifft sie nicht, und ich fürchte, man wird den böhmischen Accent immer heraushören.

Während dieses Monologs war ich in meine Wohnung gelangt. Auf dem Tische lag ein Brief, welcher mich, der ich nur selten zu Hause Briefe empfange, durch seine Anwesenheit etwas überraschte. Ich entsiegelte ihn schnell, er war von Fräulein Seraphine. Derselbe lautete, von einigen orthographischen Arabesken und grammatikalischen Eigenthümlichkeiten befreit, etwa folgendermaßen:

„Lieber Freund! Sie wissen nur zu gut, welche Anstrengungen mir die schwäbische Aussprache, die für die „Lorle" vorgeschrieben ist, immer verursacht hat. Alle Mühe, die Sie sich gaben, mir das Schwäbeln beizubringen, war umsonst. Zum großen Theile lag die Schuld an mir, aber geben wir uns keiner Täuschung hin, zu einem großen Theile auch an Ihnen. Ihre Aussprache des Schwäbischen war nicht richtig, und das will ich Ihnen nicht zur Last legen, denn Sie sind leider kein Schwabe. Ich sage „leider", da ich das Glück gehabt habe, einen Stuttgarter kennen zu lernen, der das Schwäbische vortrefflich spricht und von seinen Renten lebt.

Er hat mich auch, an was Sie niemals gedacht haben, darauf aufmerksam gemacht, daß das Stadtleben in den Hundstagen für eine Schauspielerin, die sich doch auch auf die Theater-Ferien vorbereiten muß, nicht zuträglich ist. Ich bin deshalb heute Morgens mit meinem neuen Lehrer nach Reichenau gefahren, wo wir einige

Wochen in ländlicher Zurückgezogenheit zubringen und den Kelch der Lorle bis auf die Neige leeren wollen. Als ich heute beim Frisiren das Lied der Lorle sang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli hinaus, und Du mein Schatz bleibst hier", konnte ich mich vor Freude kaum fassen, so sehr war mir das „und Du mein Schatz bleischt hier" gelungen. Darum, lieber Freund, wenn Sie noch einen Rest von Theilnahme für mich haben, vergessen Sie mich. Für ewig Ihre Seraphine."

Der Hundstag war zu Ende, der Hundsabend war hereingebrochen, aber die Luft blieb schwül. Ich faltete den Brief, den ich erhalten, sorgfältig zusammen, steckte ihn in Brand, zündete mir eine Zigarre daran an, und schlenderte gegen den Volksgarten, indem ich mir eine unbarmherzige Kritik der schauspielerischen Leistungen Seraphinens als Rache-Arie vorsang.

Im Volksgarten spielte Militärmusik. Als ich ankam, verbeugte sich eben ein Subalterner aus dem Expedit vor einer höheren Diätenklasse aus der Registratur so tief, daß ich über seinen Rücken weggesprungen wäre, wenn ich größeres Vertrauen zu meiner turnerischen Gewandtheit gehabt hätte. Café-Daum-Müde saßen mit gelangweilten Beinen an den Tischen, und benützten den letzten Rest von Kraft, der ihnen geblieben war, um ein Glas in's Auge zu schieben. Geputzte Frauenzimmer trieben ihr peripatetisches Gewerbe in den nicht beleuchteten Alleen, und warteten hier ihren täglichen Roman ab, zufrieden, wenn der Held des heutigen ein Lieutenant war.

Ich aber blickte hinauf zu den ewigen Sternen,

um den „großen Hund“ zu suchen, und gegen meinen Feind in diesem Sternbilde, den Sirius, der mir so viele Leiden bereitet, die Faust zu schütteln!

Er rächte sich, und ich schloß während der ganzen Nacht kein Auge.

Reisebriefe aus Slovenien.

I.

Klagenfurt, 9. August 1867.

Sie glauben gewiß, es sei angenehm, über den Semmering zu fahren? Vielleicht haben Sie Recht, wenn man nicht das Unglück hat, daß sich ein Herr mit einem Fez zu Einem in den Waggon setzt. Ich war höchstens auf ein Gespräch über die orientalische Frage gefaßt, als der Mann mit der griechischen Kopfbedeckung einstieg, aber ich hatte mich getäuscht, er sprach gar nicht über Politik, sondern fing gleich an zu schnarchen und schnarchte unausgesetzt fort „durch die Wälder, durch die Auen.“ Ich gewöhnte mich zuletzt daran, und fing an, den monotonen Schnarchrhythmus mit dem Finger zu scandiren; lang, kurz, lang, kurz — Gott sei Dank, wieder ein Daktylus!

In Mürzzuschlag rieb sich der Grieche die Augen, erhob sich und schaute zum Fenster des Coupés hin-

aus. „O, wir haben noch ziemlich weit bis zur Station Creta,“ bemerkte ich mit einem verbindlichen Lächeln. Der Angesprochene sah mich etwas verdutzt an, und sagte dann im reinsten Wiener demotischen Dialekt: „I möcht' nur a Paar Würschtl!“ Ich aber, theils um meinen Nachbar über das Ausbleiben dieser vergeblich ersehnten nahrhaften Speise zu trösten, theils auch, um ihn am Wiedereinschlafen zu hindern, erwiderte: „Es ist zu bedauern, daß sich die Pferde-Einkäufe der französischen Regierung bei uns immer fühlbarer machen; wenn unsere Regierung — —“ aber der falsche Grieche schlief schon wieder aus voller Brust.

Und da fürchtet sich das Ministerium noch, uns Oesterreichern ein liberales Vereinsgesetz zu geben, wenn der Eine schon schnarcht, bevor der Andere noch sich ausgesprochen hat, wie er über die Regierung denkt!

Ich entschloß mich, in Graz Halt zu machen, und ich muß gestehen, daß mich bei dem Gedanken an die Hotelgefahren, denen ich entgegengehen sollte, ein gewisses Gefühl der Bangigkeit beschlich. Ich habe in dieser Beziehung zu viele traurige Erfahrungen gemacht, und weiß, welche Anforderungen der bürgerliche Gastwirth an die Börse der Reisenden macht, seitdem die gebildeten Leute anfangen, unter die Hausknechte zu gehen, und bei einmaligem Läuten ein blasirter Gentleman, bei zweimaligem Läuten eine Dame, welche dem Benehmen nach einem „Reichsunmittelbaren“ auf die linke Hand getraut sein dürfte, und bei fünfmaligem Läuten endlich ein Kapitän auf Halbsold erscheint, welcher sich geneigt zeigt, dem Läutenden die Stiefel zu putzen.

Vorzugsweise sind es die Rubriken „Service" und „Bougies," in welchen der Hotelbesitzer des neunzehnten Jahrhunderts seine ganze satanische Bosheit zum Ausdrucke gelangen läßt. Ich habe, als ich vor zwei Jahren in Baden-Baden war, und das „Licht" der Hotelrechnung erblickte und bezahlte, berechnet, daß mich die Lekture von Kotzebue's sämmtlichen Werken, wenn ich sie nur bei der Beleuchtung der kostbaren Hotelbougies vornehmen würde, auf fünfhundertundsiebzig Thaler zu stehen käme. Im heurigen Sommer insbesondere, in welchem die Monarchen alle auf Reisen waren, und die Hotelpreise in die Höhe getrieben hatten, war ich auf das Schlimmste gefaßt. Allerdings stand Graz als Zufluchtsort bureau- und kasernenmüder Pensionisten sonst im Rufe der Wohlfeilheit; aber ich wußte doch nicht, ob nicht vielleicht auch einige Regenten, von denen in jüngster Zeit so viele in Pension gegangen sind, sich nach dem steirischen Pensionopel zurückgezogen hatten, um hier ihre landesväterlichen Renten zu verzehren und das Leben zu vertheuern.

Graz ist eine schöne Stadt, die Bewohner sind sehr wohlwollend und küssen den Kapuzinern, wenn diese auch keine Strümpfe tragen, die Hand. Die Fiaker sind nicht eigensinnig; auf dem Bahnhofe hörte ich, wie einer den Herrn, welcher ihm den verlangten Preis nicht zahlen wollte, „Esel" nannte, und als dieser dagegen Einwendungen erhob, gar nicht den Versuch machte, seine erste Behauptung aufrecht zu halten, sondern denselben nachgiebig „Ochs" titulirte. Die Klöster sind sehr wohlhabend, und wer das Gelübde der Armuth ablegt, ist für sein ganzes Leben reichlich versorgt. Das Associationswesen hat hier

noch keinen Boden gefaßt, nur die Jungfrauen bilden unter der Leitung theologischer Schultze-Delitzsche „Jungfrauenvereine,“ welche die schönsten Früchte tragen, und bei denen sich der Grundsatz: „Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen,“ neuerdings bewährt hat. Das Landvolk ist sehr religiös; nur an die direkten Steuern will es nicht glauben, so lange es keine „Exekutionsmannschaft“ ins Haus bekommt. Außer den Kröpfen der Eingebornen bietet die Stadt noch manches Sehenswerthe, z. B. den Schloßberg, den Hilmerteich und die Offiziere der dortigen Garnison. Die letzteren werden insbesondere von der Grazer Damenwelt gern und häufig angeschaut.

Eine ganze pensionirte Walhalla Oesterreichs lebt in Graz, der Himmel hat aber glücklicherweise den Pensionsfonds in seinen Schutz genommen, denn es befindet sich nur ein sehr geringer Percentsatz Unsterblichkeit in ihr. Unsterbliche Beamte? Vom fiskalischen Standpunkte aus schaudert man ja bereits, wenn man daran denkt, daß Tubalkain oder die anderen Herren aus dem Alten Testamente, welche sich einer mehrhundertjährigen Lebensdauer erfreuten, österreichische Staatsbeamte gewesen und in Pension gegangen sein könnten. Für Unsterblichkeit hat das Pensionsnormale keine Vorsorge getroffen.

Von Graz fuhr ich über Marburg nach Klagenfurt.

In Marburg, wo die Kärntnerische Bahn von der Südbahn sich abzweigt, wartet man eine Stunde auf die Abfahrt des Zugs nach Klagenfurt. Ich war schon daran, mir die Langweile des Wartens mit der „Grazer Tagespost“, die ich in Graz für den Fall der Noth eingesteckt hatte, zu vertreiben, als glücklicherweise ein sehr hübsches

Mädchen mit einer älteren Dame, die auf den würdigen Namen Mutter hörte, in den Wartesaal eintrat. Die Damen nahmen Platz, und während die jüngere sich daran machte, ein kleines Stillleben von Pfirsichen und Marillen, das sie in einem Tüchlein mit sich führte, zu lichten, versenkte die erfahrene Mutter „all' ihr Fühlen, all' ihr Denken" in einen Kalbsschlegel.

Ich habe gefunden, daß Gespräche über das Essen sich auf Reisen sehr bewähren, und namentlich jungen Damen gegenüber, die mit Müttern reisen, auf's Beste empfohlen werden können, viel mehr als ein Gespräch über die schöne Gegend, mit dem man sonst Reise-Bekanntschaften einzuleiten pflegt, gegen welches aber halbwegs gereiste Mütter bereits auf der Hut sind. Durch ein culinarisches Gespräch zeigt man sich der Mutter in dem schönen Lichte eines gesetzten Mannes mit ernsten Absichten, und durch die Kennerschaft, die man hiebei an den Tag legt, beruhigt man sie darüber, daß man kein romantischer Hungerleider ist, der von Primeln, Rosmarin und anderen Gemüsen zu leben gezwungen ist.

Der Mensch von Gefühl weiß aber dieses auch in eine gastronomische Plauderei zu legen, und durch die Küche den Weg in das Herz der Tochter zu finden. So habe ich auch diesmal, indem ich den Kalbsschlegel der Mutter zu dem Ausgangspunkte eines Gesprächs machte, die angenehme Gesellschaft eines jungen, hübschen Mädchens genossen, und während ich in dem 666 Fuß langen Tunnel, welcher in das romantische Drauthal führt, der Mutter die Vorzüge der Wiener Mehlspeisen mit er-

hobener Stimme pries, war ich so glücklich, den Zeige-
finger der Tochter an meine Lippen zu führen.

Das Drauthal ist wirklich schön, und ich glaube nicht, daß irgend eine deutsche Eisenbahn durch so herr-
liche, anmuthige und groteske Landschaften zieht, wie die Kärntnerbahn. Die grünen Kuppeln der Schwanberger Alpen auf der einen, die grauen Felsenzacken der Kara-
wanken auf der anderen Seite schließen das Thal, in welchem die Drau, hin und wieder durch das Zufließen eisenhaltiger Bäche dunkler gefärbt, ruhig dahinströmt. Zahlreich erheben sich die Schlösser kärntnerischer Ritter, aber sie sind nur noch landschaftliche Staffage, und das ärmste Bäuerlein braucht nicht mehr zu erzittern, wenn ihm die Zinnen derselben winken. Das Klappern der Mühlen und das Getöse der Hämmer, die aus der Ferne herüberlärmen, geben Kunde von der fleißigen Arbeit des Volkes.

Sei getrost, das Auge des Steueramtes wacht über sie.

Die Fahrt von Marburg nach Klagenfurt währt fünf Stunden, aber das Auge ist fortwährend beschäftigt, so mannigfaltig wechselt das Bild, das vor demselben vor-
überzieht. Bis jetzt ist Kärnten nur wenig von Touristen besucht und auch der Koblenzer Anacharsis der Jüngere, Bädecker, behandelt es in stiefmütterlicher Weise. So lange nicht ein Engländer von irgend einem 7000 Fuß hohen Berg herunterfallen und den Hals brechen wird, ist keine Aussicht vorhanden, daß Kärnten in die Mode kommt.

II.

Bad Veldes in Oberkrain, 14. August 1867.

„Haben diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel mit ihnen spielt; meine thun mir weh, wenn ich daran denke." Ich bin mit der Post über den Loibl gefahren, habe am Fuße desselben, in Neumarktl, ein Mittagsessen überstanden, und bin mit einem Einspänner hieher nach Veldes gestolpert. Uf, uf, sagen die Leute in den Lustspielen, wenn sie ihre Erschöpfung andeuten wollen.

Die Fahrt war ungeheuer romantisch, ich kann mich noch mit blauen Flecken darüber ausweisen! Wäre ich in Klagenfurt, wie es sich für einen verständigen Menschen geziemt, ruhig im Zimmer sitzen geblieben, und hätte dort die „Klagenfurter-Zeitung" gelesen, so wüßte ich ebenso gut Bescheid darüber, was in der Welt vorgeht. Aber ich bin auf dem Wörther See spazieren gefahren, bin in den Bergen herumgestiegen, und habe den berühmten slovenischen Agitator, den Schulmeister Pater Einspieler gesehen, und der Hochmuthsteufel ist mir in's Herz gefahren, daß ich noch auf anderen grünen Seen rudern, noch tiefer in die Berge mich verlieren, noch mehr Slovenen erschauen wollte.

Jetzt habe ich das Alles zur Genüge: Wasser, Berge und Slovenen — die Welt ist hier mit Slovenen verschlagen!

Klagenfurt ist eine durch und durch deutsche Stadt; aber schon vor den Thoren derselben wird die Zunge schwer,

und bringt nur noch slovenische Laute hervor. Das kärntnerische Slovenisch ist übrigens ganz und gar verschieden von dem krainerischen Slovenisch, und wenn der Slovene aus Kärnten den Slovenen aus Krain nur schwer versteht, und umgekehrt, so ist doch Beiden das Hochslovenische, welches die Herren Toman und Konsorten sprechen, noch unverständlicher.

Wenn man die Verhältnisse hier kennt, begreift man dann leicht, weshalb Herr Toman u. s. w. für das Konkordat einstehen mußten. Ist es doch die Geistlichkeit in Kärnten und Krain, welche über alles Deutsche das Anathema ausgesprochen und die Bauern in den Slovenismus gehetzt hat. Die großen Slovenenführer hätten ohne die mächtige Beihilfe der Kirche nichts durchgesetzt, aber von der Kanzel herunter hat man gegen das Deutschthum gepredigt, und den Bauern, welche ihre Kinder nicht Deutsch lernen ließen, den Himmel, ja noch mehr, wohlfeiles Salz, versprochen. Wenn der Bauer begriffsstützig war und nicht glauben wollte, daß Deutsch und Satanas eins und dasselbe seien, das eine Argument hat ihn immer überzeugt, daß ja das Steueramt deutsch sei.

Die Deutschen sind endlich doch nur freche Eindringlinge, denn die Windischen haben lange vorher, ehe noch ein deutsches Wort hier gesprochen wurde, das Land besessen, ja die Gailthaler rühmen sich, schon die Arrièregarde der Hunnen gebildet zu haben. Man muß zugeben, daß sie da ein gutes Stück Weg zurückgelegt haben, vom Nachtrab des Königs Etzel bis zur Spitze der Zivilisation, an der sie jetzt marschiren. Diese historische Erinnerung dämmert freilich bei Einigen nur sehr schwach, und ein

Wirth, den ich, um vielleicht interessante historische Aufschlüsse zu erhalten, fragte, ob er Attila kenne, besann sich eine Weile und meinte dann, es sei dieser, wenn er sich recht erinnere, Landesgerichtsrath in Klagenfurt gewesen.

Von Klagenfurt aus gelangt man längs des Kanals, welcher die Stadt mit dem Wörther See verbindet, in einer halben Stunde zu diesem. Wenn die Sonne im Scheiden war und in dem ruhigen Spiegel des Sees nur die längeren Schatten des Kirchleins Maria Loretto spielten, ließ ich mich von dem Fährmanne zum Maiernigg hinüberrudern und trank dort den sauern Kärntner Rothwein, den „Sittersdorfer," welchen eine, wahrscheinlich von den Wirthen gedichtete Sage mit dem Nimbus eines magenstärkenden Getränkes umgibt.

Ich habe mich auch wohl in einen der Kähne, die am Ufer angebunden sind, hineingesetzt und den Seenixen die neuen Melodien aus der „Großherzogin von Gerolstein" vorgesungen: „Ach! wie schön ist's beim Militäre" u. s. f., und das schöne Wassergeschlecht, welches dem zweifarbigen Tuche ebenso hold ist, wie das schwache Landgeschlecht, steckte dann den Kopf aus dem Wasser, um besser zu hören — ich glaube wenigstens, daß es Nixen waren, denn es könnten sonst nur Karpfen gewesen sein. In dem See liegt, wie ein Gemischtwaaren-Händler in Klagenfurt zu mir ganz richtig bemerkte, eine Fülle von Poesie; ich weiß nicht, ob derselbe hiebei auch die k. k. Militär-Schwimmschule, welche sich im See befindet, einbezogen hat, sonst müßte ich diese Mittheilung ergänzen und hinzufügen, daß auch eine solche noch im See liegt.

Ich habe mich schwer von den 13.479 Einwohnern Klagenfurts und der hübschen Einwohnerin, die Kellnerin beim „Sandwirth“ ist, getrennt; aber die Post über den Loibl hat nur eine „bedingte Passagier-Aufnahme,“ man muß sich sputen, wenn man hinüber will.

Ich hatte sentimentale Anfechtungen, als ich des Postwagens und des Schwagers mit den Gelbledernen ansichtig wurde. Ich erinnerte mich an die glücklichen Pfahlbautenzeiten meiner Jugend und setzte mich zu dem Ichthiosaurus auf den Bock. Und als dieser nun gar das Posthorn ansetzte, und die alte Schneckenmelodie hinausschmetterte, da wurde mein Herz weich, und im Ueberströmen des Gefühls reichte ich der alten Eidechse neben mir eine Kubazigarre. Der Postillon war ein Menschenkenner, obwohl er ein gebürtiger Steirer war, er merkte die konservative Richtung meiner Gedanken und fing an, von den guten alten Zeiten zu plaudern.

Er erzählte mir einfache Geschichten und Geschichten mit Vorspann, wie er den Kaiser Ferdinand und wie er Grafen und Fürsten gefahren hatte, und die Reisebeschreibung endete immer mit einem harten Gegenstande, der in einem Papier eingewickelt war, und ihm in die Hand gedrückt wurde. Das war eine glückliche Zeit! Aber da fing man plötzlich an Schienen zu legen, statt der schmucken Postillons kamen die rußigen Lokomotivführer an die Reihe und die Menschen wurden immer ungeduldiger und bauten immer mehr Eisenbahnen, die Poststraße, die mein armer Postillon befuhr, wurde immer kürzer, und die harten, in Papier eingewickelten Gegenstände immer seltener. Und als endlich die

Lokomotive bis Triest und Venedig dampfte, da ging der Aermste nach Udine, und zehrte auf der dortigen Poststraße von seinen Erinnerungen. Nur einmal strahlte ihm noch das Glück, das war, als der Großherzog von Toskana von seinen Völkern Abschied nahm, und er den Flüchtigen führen sollte. Damals zog er sein Feiertagsgewand an und blies so rein, wie er schon lange nicht geblasen hatte. Der Großherzog mochte wol darauf nicht Acht haben, es drückten ihn schwere Sorgen, denn er führte zehn Wagen, die alle mit Silber bepackt waren mit sich. Der Postillon aber führte die Zügel mit sicherer Hand bergauf und bergab, und der Großherzog sah, daß ein österreichischer Postwagen nicht so leicht umwirft, wie ein italienischer Thron, und gab dem Postillon am Ende der Fahrt ein Trinkgeld von zehn Gulden in lauter Silberzwanzigern. Da schauten wieder einmal die Wirthe verwundert drein, und hatten wieder Respekt vor dem armen deutschen Postillon.

Wir fuhren die steile Hollenburger Straße herunter, durch das Rosenthal über die hölzerne Draubrücke nach Unterbergen am Fuße des kleinen Loibl. Dort werden zwei Pferde vorgespannt, und ein neuer Postillon führt den Wagen. Der Steirer der wieder zurück nach Klagenfurt sollte, setzte sich ins melancholische Wirthzimmer, ließ sich ein Seitel Wein geben und schlief ein. O Gott der Träume, schicke ihm ein gutes Trinkgeld! Sein Nachfolger trug keine Gelbledernen, keine hohen Stiefel und blies nicht; er ging verdrießlich neben dem Wagen einher und plauderte mit einem Bauer slovenisch. Die Straße wird immer steiler, senkt sich dann wieder und führt end-

lich den großen Loibl hinan. Zur Linken der Poststraße liegt Ferlach mit Eisenhämmern und Sensenwerken. Auch tüchtige Waffenschmiede sind in Ferlach zu Hause, und die Regierung läßt gegenwärtig Hinterladungsgewehre daselbst anfertigen.

Nur hin und wieder sieht man an der Straße eine Hütte, aber es wohnen doch etwa fünfhundert Menschen, arme Holzhauer und Wegbauer, auf dem Loibl, denen man jetzt auch eine Kirche hinaufgebaut hat. Nicht weit von dieser liegt ein kleines, schmutziges Wirthshaus, welches den Namen „Deutscher Peter" führt. Kaiser Karl VI. soll nämlich, als er über den Loibl fuhr, in dem damaligen Wirthe Peter den einzigen Deutschen auf dem Loibl gefunden haben. Ich war nicht so glücklich wie Kaiser Karl, und entdeckte in dem „Deutschen Peter" einen übel gelaunten Slovenen. Der Postwagen kriecht nur noch weiter, so daß ich es vorzog, bis zur Paßhöhe zu Fuß zu gehen. Ich hatte diese lange vor dem Wagen erreicht, und genoß oben eine prächtige Rundsicht in die Kärntner und Krainer Alpen. Die Straße, die nun bergab führt, steigt oft fast senkrecht hinunter, so daß das Fahren eigentlich ein fortwährendes Fallen ist.

Endlich nach siebenstündiger Fahrt erreichten wir Neumarktl; ein freundlicher Wirth empfing uns, hinter seinem philanthropischen Lächeln aber lag ein hartgesottenes Rindfleisch und ein saurer Rother. Es ist dies der krainische Marwein, der dem kärntnerischen Sittersdorfer an Essiggehalt wenig nachgibt. Ich glaube, die Slovenen Kärntens und Krains verdanken diesen Rebenhügeln ihre

große Virtuosität im Gesichterschneiden, welche als „melancholischer Gesichtsausdruck der Slaven“ in weiteren Kreisen bekannt ist. Ein Einspänner führte mich in drei Stunden durch das Vigaun nach Veldes, und als ich schlafen ging, wünschte mir die Kellnerin bereits lochke nuč.

III.

Bad Veldes, in Oberkrain, 21. August.

Ein Narr, wer heutzutage auf Entdeckungen ausgeht! Ich habe mich darauf gefreut, daß ich Veldes erst entdecken würde, und habe schon eine Table d'hôte, eine Kaltwasser-Heilanstalt und einen Photographen hier vorgefunden. Die Table d'hôte und die Kaltwasser-Heilanstalt verfolgen die löbliche Tendenz, die Abmagerung der Kurgäste herbeizuführen, und dem armen Photographen vererben sie dann nichts, als das kleine Stückchen Mensch, das sie übrig gelassen haben. Unter uns gesprochen, habe ich mich als eine Art Kultur-Missionär angesehen, und vielleicht war die Verfeinerung oberkrainerischer Sitten ein geheimer Zielpunkt meiner Bestrebungen. Lächerlich! Gleich am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Veldes, da ich an den Ufern des Sees spazieren gehe, sehe ich vor mir einen Herrn in untadelhaften weißen Beinkleidern dahinwandeln. Ein anderer Spaziergänger eilt auf den Mann zu, und macht ihn in schonenden Ausdrücken auf einen Flecken aufmerksam, der das Lilienweiß der Hosen

trübt. Der Gefleckte erschrickt und ruft dann aus: „Also deshalb hat mich die Baronin heute so angeschaut!“ Wollen Sie da noch Sitten verfeinern, wo man durch Flecken auf den Beinkleidern die Aufmerksamkeit einer Baronin in so hohem Grade erregt?

Auch die Kulturmission befindet sich bereits in den besten Händen, denn ein Herr aus Graz, der mit seiner Gemalin das großstädtische Leben bei der Table d'hôte repräsentirt, schimpft auf die Rezensenten, welche keine Achtung vor der Kunst haben und den Mimen in Graz zu Leibe gehen.

Veldes ist erst in der Entwicklung begriffen, man ist hier auf eine größere Anzahl fremder Gäste noch nicht vorbereitet, und ich konnte daher, wie der unglückliche Gentleman in der „Zauberflöte“, der an alle Thüren klopft und überall mit einem „Zurück!“ empfangen wird, in keinem der drei Etablissements, welche am See gelegen sind, ein Unterkommen finden. Ich mußte mich also bequemen, mein Glück in dem Dorfe, zu welchem eine schlechte, steinige und ziemlich steile Straße führt, zu versuchen. Aber auch in dem Dorfwirthshause waren alle Plätze vergriffen, und ich dachte schon mit Schrecken an eine herrliche Mondnacht am See, deren Genuß mir vielleicht von der Vorsehung zugedacht war, als ich glücklicherweise bei einem Dorfbewohner, welcher das Vermiethen von Zimmern als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung betreibt, einen Pfühl für mein müdes Haupt fand. Ich will in keine nähere Beschreibung dieses Pfühls eingehen, sondern nur bemerken, daß in mir beim Aufwachen der Verdacht rege wurde, als hätte ich die Nacht auf einem

Kornfelde zugebracht, über das man, um eine angenehme Täuschung zu erzielen, ein Leinentuch gespreitet hatte.

Um 4 Uhr Morgens schon entwickelte ein kräftiger Haushahn seine unermüdliche Wirksamkeit und lockte mich aus den Federn. Ich sage absichtlich „Federn“, denn der Hausherr nennt den Baum, welcher sich unter meinem Fenster befindet, Garten, und die Holzhütte, an welche sich drei gen Himmel strebende Fisolen lehnen, „Pavillon“; ich sehe daher nicht ein, warum ich mich nicht auch der Bildersprache bedienen und die Strohhalme, die mir gastfreundlich als Lager gedient hatten, dankbaren Gemüthes „Federn“ nennen soll. Ich benützte die Morgenstunden zu einer Rundreise in meinem ziemlich großen Zimmer, in welchem man, um das Auge nicht durch die Monotonie einer großen Fläche zu ermüden, eine bedeutende Anzahl von Schachteln und Körben aufgespeichert hatte. Auf einer Ruhebank lagen nachlässig hingestreckt acht Laib Brod. Aus dem Kasten schauten weibliche Kleidungsstücke hervor, und unter dem Nippestischchen standen Kinderschuhe, so daß Freunde des großstädtischen Lärms als Ersatz für diesen auf ein geräuschvolles slovenisches Familienleben rechnen durften. Auf dem Tischchen befand sich nur eine Glocke, an der zu meiner Ueberraschung der Klöppel fehlte. Die Zweckmäßigkeit dieser Verstümmelung lernte ich jedoch bald kennen, denn als ich darüber nachdenkend durch das Zimmer schritt, fingen unter meinen Schritten der Boden zu zittern und die Fensterscheiben zu klirren an, die Brodlaibe hüpften hin und her, die Flügel des Kastens öffneten sich, und die Kinderschuhe tanzten Menuet. Hätte man der Glocke

nicht die Zunge ausgerissen, dieselbe würde bis an den jüngsten Tag geläutet haben. Ich befand mich offenbar in einem verzauberten Zimmer, aber ich hütete mich wohl, den Hausherrn hievon zu verständigen, denn derselbe hätte in seiner hyperbolischen Ausdrucksweise behauptet, er habe mich in einen „Feenpalast“ einquartiert.

Das Mineralbad in Veldes soll insbesondere bei Hautkrankheiten sich bewährt haben, ein Erfolg, der um so leichter zu erklären ist, als der ärztliche Leiter des Bades, bevor er unter die Hydropathen gegangen ist, längere Zeit unter den Rothgärbern geweilt hat und den reichen Schatz von Erfahrungen, welchen er bei der Therapie der Rindshäute gesammelt, nunmehr bei der Gärbung leidender Menschenhäute zu verwerthen im Stande ist.

Die Badegäste sind fast ausschließlich slovenischer Nation, und der appetitus socialis ist somit nur auf diese derbe Hausmannskost angewiesen. Aber Gott sei Dank, wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist auch bald allein. Was kümmern die Hydropathie und ihre Wunder den Menschen, der mit heiler Haut hier ankommt; was scheren ihn Slovenen und ihr Schmerzensschrei? Vor ihm liegt der stille grüne See, der rings von Bergen umschlossen ist, ein Ruderschlag führt ihn hinein, und er kann dann ungestört in die Berge schauen und so schön träumen, wie er will. Mitten im See liegt eine ganz kleine Insel mit Bäumen bewachsen, aus welchen ein Kirchlein herausschaut. Hinter der Kirche stehen zwei Häuschen, das Pfarrhaus und das Haus des Meßners, aber nur dieser wohnt auf der Insel.

Sonntag hat in dem Kirchlein im See ein Fran-

ziskaner, ein slovenisches Bauernkind aus dem Dorfe, Messe gelesen. Der Mönch hatte mich eingeladen, mit ihm überzufahren, und wir gingen am Ufer spazieren, bis der Meßner, der von der Insel nach der braunen Kutte auslugte, uns ersah, den Kahn losmachte und uns abholte. Eine hohe Stiege führt vom Insel-Ufer zum Kirchlein hinauf. Oben warteten bereits einige Bauern, und bald kamen auch Stadtleute herüber vom „Petran", dem freudenreichen Wirthshause am See. Die Bauern knieten in den Bänken und buchstabirten ihre slovenischen Gebetbücher; die Damen falteten die Hände und stellten offenbar ziemlich weltliche Betrachtungen an. In einer Nische kniete der alte blinde Geiger von Veldes und betete laut, inbrünstig den Rosenkranz mit Küssen bedeckend. Neben ihm spielte sein Führer, ein fünfjähriges lebensfrohes Bübchen, mit der Altardecke. Der Meßner ministrirte, aber er hatte die Bauerntracht, eine kurze schwarze Hose, blaue Strümpfe und eine bis zur Hüfte reichende Jacke, auch für seine kirchlichen Funktionen beibehalten.

Als die Messe vorüber war, sah ich, wie Alles zu einem Stricke hindrängte, der von der Decke auf den Boden herunterhing, und schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Mit diesem Stricke läutet man die „Wunschglocke." Wer irgend einen Wunsch auf dem Herzen hat, gläubig zu dem heiligen Hanfseile hintritt und dieses zieht, bis die Glocke zu läuten beginnt, dem wird der delikateste Wunsch, dem er hiebei Ausdruck gibt, in Erfüllung gehen. Wenn Wallfahrer nach Veldes kommen, dann hört die Glocke nicht auf zu läuten, und mancher verwöhnte Stadtgast, den das Läuten nicht schlafen ließ, hat die

Wunderglocke mitsammt Denen, die sie schwangen, zu allen Heiligen gewünscht. Ich sah selbst an jenem Sonntage, wie die Bauern und Bäuerinnen aus Leibeskräften läuteten, und wer weiß, wie viele kranke Kühe gesund, und wie viele gesunde Herzen krank an diesem Tage wurden. Auch die Stadtleute zogen am Seile, und ich nahm ebenfalls die Gelegenheit beim Schopfe und ließ die Wunschglocke ertönen — wenn das Silber-Agio nächstens um drei Perzent heruntergeht, werden Sie wissen, wem der Staat das zu verdanken hat. Ich habe mit einem geistlichen Herrn über diese Wunschglocke ein erbauliches Gespräch geführt; dieser glaubte aber meiner Weltlichkeit Konzessionen machen zu müssen und erklärte, daß das Läuten der Wunschglocke nur gegen Zahnschmerzen ersprießliche Dienste leiste. So kann es jetzt möglich sein, daß trotz meiner Anstrengungen nicht die Valuta-Kalamitäten gemildert werden und nur ein hohler Zahn eines der Mitglieder der Ausgleichs-Deputation in Folge meiner Verwendung in Veldes über Nacht von einem Schutzengel, dentiste, eine überirdische Plombe erhält.

Zu den Schrecken von Veldes gehören die Ferienreisen slovenischer Gymnasiasten dorthin — ich habe auch diese erlebt! Die „Studenten" rauchten schlechte Zigarren und tranken das saure Veldeser Bier dazu, und als sie unwohl wurden, begannen sie slovenische Lieder zu singen. Wenn diese Stimmen, welche in der goldenen Mittellage zwischen Sopran und Katzenjammer sich befanden, besonders laut erschallten, dann war dies ein Zeichen, daß die Herren vom Gymnasium sich soeben „an's Vaterland, an's theure" angeschlossen hatten, und dasselbe im Gesange zu verherrlichen bemüht waren. Ein besonders schwungvoller

Mann, dem Vernehmen nach ein Vertreter der ersten Bank in der Schule, stieg auf einen Stuhl und hielt eine Rede, in welcher er dem slovenischen Vaterlande das „Zeugniß der Reife“ ausstellte. Ich prophezeie, daß dieser Toman im „Visitkartenformat“, wie die Photographen vielleicht den Miniatur-Politiker nennen würden, in zwanzig Jahren, wenn der Himmel die slovenische Frage noch so lange am Leben und gesund erhält, in der Gegend zwischen Laibach und Krainburg eine Berühmtheit sein wird.

Abends wurde der See unruhig, da die Theilnehmer der Festivität sich zu Schiffe begeben hatten, und daselbst den gesanglichen Theil ihrer Vaterlandsliebe fortsetzten. Sie hißten eine Flagge auf, welche sie extemporirt hatten, und die vor dieser tendentiösen Laufbahn bereits ziemlich lange unter einer Nase gedient hatte. Möge sie ein günstiger Wind nach Ithaka führen!

IV.

Wurtzen, 26. August.

Ich habe seit einiger Zeit keine Zeitungen gelesen; hat vielleicht ein slovenisches Journal die Nachricht gebracht, daß die slovenische Sprache immer mehr Liebhaber findet, und hat es nicht etwa als Beweis hiefür angeführt, daß ein Wiener Feuilletonist eine Bildungsreise nach Krain angetreten und sich mit Eifer dem Studium der Landessprache ergibt? Wenn dies der Fall sein sollte, dann füh-

ren Sie, ich bitte, die Sache auf ihr richtiges Maß zurück. Ich habe allerdings von Veldes aus eine Fußreise durch slovenisches Gebiet unternommen, aber wenn nicht etwa das Bockfleisch, das man mir überall auftischte, sich bei mir in Bildung umgesetzt hat, konnte doch von einer eigentlichen Bildungsreise nicht die Rede sein. Ich habe mir auch schöne Kenntnisse in der slovenischen Sprache erworben, aber dieselben beschränken sich doch hauptsächlich nur auf einige Ausdrücke „zur Fragestellung“, die ich mühsam erlernte, um Stege und Wege erfragen zu können. So weiß ich, wie „geradeaus“, „rechts“ und „links“ auf gut slovenisch heißen, und weil ich gerade von der Seite spreche, auf welcher sich bei halbwegs normal organisirten Menschen das Herz befindet, will ich lieber gleich gestehen, daß mir auch bekannt ist, wie die Slovenen „Liebe“ nennen. Liebe heißt „luba“, ich glaube aber, daß man unter luba auch „Eierspeise mit Speck“ versteht, denn als ich zu der etwas ältlichen Wirthin in Kronau, welche mir nur Wein und Brod vorsetzte, seufzend: luba sagte, lächelte sie, und brachte mir nach einer Weile die vorhin erwähnte nahrhafte Atzung.

Ich habe auf dieser Fußwanderung den Terglou in seiner imposanten Pracht gesehen, ich habe die Save verfolgt bis zu ihrem Ursprunge in dem schauerlich grotesken Planitzathale, wo sie von einem 400 Fuß hohen Felsen tosend herunterstürzt, und habe die herrlichen Weißenfelsseen am Fuße des Mangart geschaut, die geheimnißvoll mitten im Walde liegen, und in deren tiefgrüne Wässer die rauhen Felsen des Mangart trotzig hineinstarren. Einsam und verlassen sind die Wege, die von Wurtzen in die beiden

Thäler hineinführen, und nur manchesmal will man hier ein geisterhaftes „beautiful“ gehört haben, das ein Berg-gnom, der in seiner Jugend Albion bereist hat, oder der Master, der auf der Post zu Wurtzen schon drei Wochen mit offenem Munde dasitzt, geflüstert haben mag. Der Weg in das Planitzathal führt aufsteigend durch Wiese und Wald, aber der Boden wird immer rauher, der Fuß tritt nur noch auf Steingerölle, die weißen Kalkfelsen rücken immer näher zusammen und die Luft wird kalt, denn die heißen Sonnenstrahlen finden nirgends mehr Zutritt. Plötzlich hört man zur Rechten das Rauschen der Save, die aus einem Felsenloch hoch oben herunterstürzt. Aber kein Weg führt hier weiter, senkrecht erheben sich am Ende des Thals die hohen Kalkfelsen, in deren Höhlun-gen fast bis zum Fuße herunter Schnee liegt, und sper-ren das Thal.

Dort steht auch eine niedrige Holzhütte, wo Hirten, welche die Schafe in den Bergtriften auf die Sommer-weide führen, süßen Käse bereiten. Die Hütte war von Rauch erfüllt, und drei erbärmlich aussehende Gestalten standen um einen großen Kessel herum, in welchem sie Schafmilch sotten. Von Zeit zu Zeit steckte einer einen riesigen Holzlöffel in das Gebräu, und reichte ihn, nach-dem er den Schaum, den er herausgefischt, gierig verzehrt hatte, den Genossen zu gleicher Labung. Sterz mit Schaf-milch ist die einzige Nahrung dieser Schäfer, und nur sel-ten, wenn ein Schaf auf den Felsen einen Fehltritt thut und in die Tiefe stürzt, kommt der Festtag, an dem sie Fleisch genießen. Nachdem mich die Drei lange genug angestarrt hatten, schleppte einer einen großen Laib Schaf-

käse herbei, der einen halben Zentner schwer sein mochte, und richtete an mich das höfliche Ersuchen, denselben zu kaufen, und als Souvenir aus dem Planitzathale mitzunehmen. Vergebens suchte ich den Umstand geltend zu machen, daß unter meinen näheren Freunden keiner sich mit dem Käsehandel befasse, und daß ich daher für diesen Denkkäse in der Heimat keine Verwendung wüßte. Vergebens wies ich darauf hin, daß ein Tourist allerdings auf Strapazen gefaßt sein müsse, daß es aber bei einem solchen geradezu als leichtsinnig bezeichnet werden müßte, wenn er außer seinem anderweitigen Gepäcke noch einen fünfzig Pfund schweren Laib Käse durch die schönen Gegenden schleppen würde. Noch vergeblicher war meine Betonung des kosmetischen Moments. Ich nahm endlich, da die Logik keinen Eindruck auf die Käse-Produzenten machte, meine Zuflucht zur ultima ratio der Touristen, zur Scheidemünze, und erst dieses Argument wirkte auf die naiven Natursöhne.

Reizender ist die Wanderung in das Schlitzathal zu den Weißenfelsseen, welche durch dichten Wald führt, bis vor dem überraschten Wanderer plötzlich der erste grüne See liegt, von dem man in zehn Minuten zu dem kleineren zweiten See gelangt. Nur eine kleine Fischerhütte steht an den Ufern des ersten Sees, sonst sind keine Spuren menschlicher Ansiedlung hier zu finden. Auch das Schlitzathal schließen weiße hochaufragende Kalkfelsen, welche den Weg versperren. Der Besuch der beiden Thäler von Wurtzen aus erfordert einen achtstündigen Fußmarsch. Ich hatte außer den Schäfern im Planitzathale keine menschliche Seele getroffen, und konnte keine ersehen, wohin ich

auch blickte. Vergebens blieb ich zu wiederholtenmalen stehen und rief mit lauter Stimme: Ich habe etwas Steuerbares bei mir! um wieder in ein holdes Menschenangesicht zu schauen — ach nicht einmal Steuereinnehmer wohnen hier, so groß ist die Verlassenheit der Thäler des Mangart.

Den Weg nach Wurtzen zurück nahm ich durch den kleinen Ort Weißenfels den mir schon in der Ferne lautes Hämmern und das Geräusch der Mühlen verrieth. In Weißenfels befindet sich eine Sensengewerkschaft und der Ort wird nur von den Arbeitern und Werkführern dieser Gewerkschaft bewohnt. Das kleine Wirthshaus sorgt für die Bedürfnisse der Arbeiterbevölkerung, aber ich hatte leider die Speisestunde schon versäumt und erhielt nur noch Wein und Brod. Auch ein Fremder hielt sich, wie mir die Kellnerin erzählte, in Weißenfels auf, derselbe schien aber, wie sie hinzufügte, „nicht recht gescheidt“ zu sein, denn er ging jeden Tag zu den Seen und malte dort. Mich hielt die Kellnerin schon für gescheidter, denn nachdem wir eine Weile geplaudert hatten, fragte sie mich, ob ich nicht ein Schlossermeister sei? Ja, eine Odyssee in Krain verändert den Menschen oft wunderbar!

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber unser Gespräch hatte plötzlich eine sentimentale Wendung genommen, ich glaube, wir hatten über traurige Dinge gesprochen; die Kellnerin hatte mir, wenn ich mich recht entsinne, von einer Jugendliebe erzählt und ich hatte erklärt, daß ich meine Zeche bezahlen wolle. Sie hieß mich eine Weile warten, blätterte in einem Gebetbuche

und kramte endlich ihre Photographie aus, die sie mir mit verschämtem Lächeln vorwies. Es war eine Photographie, wie man sich eine solche im Sommer nicht besser wünschen kann; mit Ausnahme der Nase war die ganze Gestalt in schwarze Schatten gehüllt. „Haben Sie so geschickte Photographen hier," rief ich aus, „Sie sehen ja auf der Photographie aus, als wenn Sie sich im letzten Grade der Verbrennung befunden hätten." Die Kellnerin hielt diese Bemerkung für ein Kompliment, welches ich der Geschicklichkeit des Photographen machte. „O, der Photograph ist nicht hier," erwiderte sie, der ist in der Stadt. Die vornehmsten Leute aus der Stadt lassen sich bei ihm photographiren, auch die hat er gemacht." Dabei langte sie geheimnißvoll unter die Schürze und zog, sich ängstlich umsehend, eine Photographie hervor. Nach der Heimlichkeit der Kellnerin glaubte ich schon, es handle sich um eines jener Bilder, die in den Jahrmarktsbuden nur gegen ein „Extradouceur" gezeigt werden, und in welchem man dann nichts als eine stark heruntergekommene Venus zu sehen bekommt. Die Photographie aber war noch weit ungefährlicher, denn sie zeigte nur eine häßliche Dame in etwas verwahrloster Toilette. „Das ist Alles," sagte ich, „warum thun Sie denn so geheimnißvoll?" — „Die Wirthin," flüsterte die Kellnerin, „darf das Bild nicht bei mir sehen, es ist die Komödiantin aus der Stadt, der alle Herren den Hof machen." Unter „Stadt" verstand sie den Marktflecken Tarvis, der eine Stunde von Weißenfels entfernt ist.

Auf dem Wege nach Wurtzen sieht man auch die Wallfahrtskapelle schimmern, welche hoch oben auf dem

über 5600 Fuß hohen Luschariberge errichtet wurde. Ich weiß nicht, welche Wunder die theologische quantitative Analyse hier ergeben hat, aber so viel ist mir bekannt, daß diese Kapelle die besuchteste des ganzen Landes ist. Ich begegnete auch wallfahrtenden alten Weibern, welche die beschwerliche Bergpartie vorhatten, und laut betend einherzogen. Der Himmel gebe, daß sie den Himmel nicht um Regen bitten, denn ich brauche noch schöne, sonnige Tage!

Politische Diebe.

(September 1867.)

Ich habe von meinen Wanderungen in Kärnten und Krain den Lesern der „Presse“ in Reisebriefen erzählt; ich habe von den Leiden berichtet, die mit einem solchen Studium der Naturgeschichte des slovenischen Volkes verbunden sind, und von dem kargen Ausmaße der Freuden, das mir während dieser Tage beschieden war. Ich weiß es wohl, die Zeit der „Reisebriefe“ ist vorüber, und keinem Feuilletonisten ist mehr das herrliche Los beschieden, das Othello in den Schoß fiel, der mit der Erzählung seiner touristischen Erlebnisse das Herz der schönen Desdemona berückte, die selbst seinen Aufschneidereien Glauben schenkte, wenn er von „Leuten, deren Kopf hervorwächst unter'm Arm,“ zu fabeln wagte. Ach,

in den höheren Töchterschulen unserer Zeit lernen die Desdemonen alle anständigen Wissenschaften, und von der Anatomie wenigstens so viel, um zu wissen, daß sie den Verstand und den Schnurbart nicht unter der Achsel zu suchen haben; die fromm-naive Gläubigkeit von früher ist ihnen, seitdem sie vom Baume der Pensionats-Erkenntniß genascht, verloren gegangen; sie glauben den Wundergeschichten keines Schwarzen mehr, den Katecheten ausgenommen; und ich bin überzeugt, jedes Backfischchen würde mich auslachen, wenn ich mir beikommen ließe, ihm weißzumachen, daß den Slovenen der Kopf unter dem Arm hervorwächst. Nein, liebes Kind, wenn Herr Toman auch seinen Kopf aufsetzt, so kann er ihn deshalb doch nicht unter den Arm nehmen, und das ist es ja eben, was das Verständniß der Nationalitäten-Frage so erschwert, das macht den Schmerzensschrei der Slovenen so schwer begreiflich, daß sie Hunger und Durst haben, und Steuern zahlen, wie wir Anderen, und daß ihnen sogar der Kopf auf den Schultern sitzt wie uns.

So will ich denn nun wieder an der „schönen blauen Donau“ spazieren gehen, wie der Herr Hofkapellmeister Johann Strauß die schleichenden Sumpfwässer des Donaukanals in seinem neuesten Walzer mit feiner Ironie genannt hat, ich will mich wieder des weltstädtischen Lebens freuen, und wenn auch die todte Saison noch nicht auferstanden ist, mit dem Wenigen vorlieb nehmen, das sie bietet. Ich kann mich wahrhaftig ein Glückskind nennen, es hat während meiner Reise an keinem einzigen Tage geregnet, und kaum daß ich zurückkehre, brechen Diebe bei der Post ein und stehlen 16.000 Gulden.

Hätte ich Pech, die Diebe würden im Finanzministerium eingebrochen haben, und da sie in den eisernen Kassen daselbst nichts gefunden hätten, als Anlehens-Projekte, vom Aerar ausgelacht worden sein, und das Feuilleton wäre um ein Ereigniß ärmer.

In der Musik, in der Cholera und im Defraudationswesen können wir uns kühn mit jeder anderen Großstadt messen, namentlich hat aber die Diebsraffinerie so große Fortschritte gemacht, daß man wohl darüber nachdenken darf, ob nicht das „laissez faire, laissez aller“ der Regierung, welches hier so schöne Früchte trägt, auch auf anderen Gebieten gleich ersprießliche Resultate ergeben würde. Unsere Diebe sind kluge, ruhige Leute, die still und zurückgezogen leben; sie kümmern sich nicht um Politik, und wissen, daß sich dann auch die Polizei nicht um sie kümmert; sie stören durch ihr behutsames Auftreten nicht die öffentliche Ruhe; sie befassen sich nicht mit der Journalistik, und reizen daher nicht zu „Haß und Verachtung“ auf; sie versammeln sich nicht in so großer Anzahl, daß das Vereinsgesetz daran Anstoß nehmen könnte; sie gehen auch in die Kirche, wenn dieselbe von einem anständigen Publikum besucht wird, und erregen daher nie den Verdacht der Bezirksvorsteher, als hätten sie keinen Beichtzettel; sie folgen den Weisungen der Behörden, und wenn auf einer Thüre geschrieben steht: „Fremden ist hier der Eintritt verboten,“ so nehmen sie ihren Weg durch den Kamin.

Ich kann übrigens nicht umhin, zu gestehen, daß in mir der Verdacht rege geworden ist, als wenn unsere Diebe dennoch der Politik nicht so fremd wären, als es

der Polizei scheint, und daß diese daher gut daran thäte, der Wirksamkeit derselben größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als bisher. Ich will mich kurz fassen, mir erscheinen die großartigen Diebstähle, welche in Wien seit einiger Zeit von sich reden machen, ganz einfach als — politische Umtriebe.

Dieser geheimen politischen Vehme schien die neue Ausrüstung unserer Armee zu langsam vorwärts zu gehen, und sie stahl im Arsenal so viel sie von der alten habhaft werden konnte, sie entwendete im Hinblick auf den letzten Feldzug eine Generalstabskarte, um vielleicht dadurch die Militärleitung zu einem neuen, sorgfältigeren Studium des möglichen künftigen Kriegsschauplatzes zu veranlassen, sie hat einen hohen General seiner vielen Orden beraubt, um denselben zu zwingen, sich neue zu erwerben, und da man über die bureaukratische Langsamkeit Beschwerde führt, legt sie sich wieder in's Mittel, indem sie die Post bestiehlt, und man muß wirklich gestehen, daß die Geldsendungen nie so schnell befördert wurden, als diesmal durch die Diebe.

Man sagt, die Abschaffung des Concordats sei nur noch eine Frage der Zeit, ich wünschte, der Reichsrath würde sich in dieser Frage mehr sputen, sonst erleben wir die Schande, und lesen in der Zeitung, daß dieser unselige Vertrag durch freche Diebe entwendet worden sei. Trotz unserer finanziellen Bedrängniß müssen wir dann vielleicht in ähnlicher Weise, wie es die Polizei bei dem Diebstahle im Postgebäude that, einen Betrag von 500 Gulden Demjenigen versprechen, der uns das Concordat wiederbringt, damit wir es vernichten können. Glückli-

cherweise haben einsichtsvolle Männer, wie ich gelesen habe, bereits angefangen, die Kirchengüter zu versilbern, sonst wären unsere rothwälschen Jakobiner im Stande und nähmen auch die Lösung der Kirchengüter-Frage in die Hand.

Eine Konkordats-Jungfrau.

(November 1867.)

Unter den Namen, welche auf der in Wien zirkulirenden Damenadresse für Aufrechthaltung des Konkordats unterzeichnet sind, fand ich auch den Namen eines vor längerer Zeit geborenen Fräuleins, welches ich flüchtig kennen lernte, indem ich meine gegenwärtige, aus einem Zimmer bestehende Wohnung nach ihm bezog, dessen nähere Bekanntschaft ich aber vor vierzehn Tagen machte, als ich den festen Entschluß faßte, dem heranbrechenden Winter einige Konzessionen zu machen, und mein Zimmer zu heizen.

Ich war nämlich vor dem großen Kachelofen niedergekniet, und öffnete dessen Thüre, um eine Ladung „Holz vom Fichtenstamme" in denselben einzuführen, als zu meiner freudigen Ueberraschung eine Damenhaube mit Rosabändern aus dem schwarzen Schlunde mir entgegenlächelte. Ich bin nun allerdings kein Optimist, und erwartete daher nicht, daß eine Dame den Weg durch den

Rauchfang gewählt haben werde, um mir die Ehre eines Besuches zu erweisen. Um jedoch keinen Verstoß gegen die Galanterie zu begehen, falls der launische Liebesgott mir dennoch einen solchen Possen spielen wollte, und da ich ohnehin bereits auf den Knien lag, rief ich mit lauter Stimme in den Ofen hinein: „Ich erwartete Dich schon gestern, heißangebetete Ungetreue!“

Nachdem auf diese Anrede, trotz des absichtlich gewählten Gattungsnamens, keine Antwort erfolgte, machte ich einen kecken Griff in den Ofen, und zog das dämonische Häubchen aus seiner feuergefährlichen Zurückgezogenheit. Dämonisch? Ach nein, die Dämonen waren längst aus dem Häubchen geflohen und hatten Stellvertreter gesendet: Ein beschädigtes Strumpfband, eine gut erhaltene Pillenschachtel, eine ausgediente Mantillenquaste, mehrere Stöpsel in den verschiedensten Dimensionen, Papiere, die Hälfte eines Kammes und etwa fünf Loth Watte. Gott sei Dank, sagte ich, indem ich das sonderbare Einheizmateriale aus der Haube auskramte, meine Vorgängerin hat doch noch einen Rest von Menschenfreundlichkeit besessen, denn wenigstens ist kein Schießpulver in der Haube.

Als gewissenhafter Mensch mußte ich jedoch auch die vorhandenen beschriebenen Blätter durchsehen, denn vielleicht befand sich unter denselben eine letztwillige Verfügung über die Schätze, die vor mir ausgebreitet lagen.

Es schien, daß ich mich nicht getäuscht hatte, denn das erste Blatt begann: „Geliebter Kilian!“ Wahrscheinlich, dachte ich, ein Neffe, dem der halbe Kamm zugedacht ist. „Ich bitte Dich, sei nicht böse, wenn ich Dich gestern vergebens warten ließ. Man behandelt mich zu

Hause noch immer wie ein Kind, obwohl ich schon 17 Jahre alt bin.“ — Hier lag offenbar ein Mißverständniß zu Grunde, denn die Dame war unter Brüdern mehr als das Doppelte werth, und gelinde gerechnet in jenem Alter, in welchem das weibliche Geschlecht ohne Zaudern sich in das Rauchcoupé des Stellwagens setzt. Erst jetzt merkte ich, daß das Blatt offenbar aus einem Buche gerissen war, und daß ich es mit den losen Blättern eines Tagebuches zu thun hatte. Bei näherer Prüfung fand ich auf dem Briefe das Datum: 14. April 1845. Der Brief enthielt eine Entschuldigung wegen eines nicht eingehaltenen Rendezvous, die kurze Skizze eines Traumes ferner, in welchem der oben besagte geliebte Kilian nach Angabe der Briefschreiberin als eine Art Genius erschienen war, indem er eine hochrothe Sammtweste mit gestickten Schmetterlingen trug und in Versen sprach, sowie endlich die Mittheilung, daß die Tante ihr versprochen habe, sie — Daguerreotypiren zu lassen ꝛc. Den Schluß machte ein tiefempfundenes: „Deine Dich ewig liebende Frizzi.“

Einige Bemerkungen im Tagebuche lassen errathen, daß Romeo-Kilian und Julie-Frizzi sich bald näher kennen lernten, als durch Daguerreotypien und Träume, und die Beschreibung eines Kusses erinnerte mich an die Kußscene in Halm's „Wildfeuer“, nur daß vor Frizzi das Buch der Natur offener lag, als vor dem poetischen Mädchen des Freiherrn Münch-Bellinghausen. Fehlten hier einige Blätter, oder hatte die Heldin eine Pause in der Führung ihres Tagebuches eintreten lassen, kurz wir befinden uns plötzlich im J. 1848, und hören nunmehr

von einem „Berengar", der ein schwarzroth-goldenes Band trägt, und angeblich am 15. Mai wie ein „Schlachtengott" ausgesehen haben soll. Allein der Wahn ist kurz, denn Ende Oktober erfahren wir, daß derselbe „doch nur ein Steierer" sei, und seiner Unbeständigkeit daher keine Thräne nachgeweint werden solle.

Im Spätherbste wird ein „Max" mit klopfendem Herzen erwartet und der Tante nachgeklagt, daß sie eine „Betschwester" sei, welche die Jugend hasse und für die Liebe kein Verständniß habe. Das Jahr endet sehr traurig, denn „mein bis in den Tod geliebter Max", wie es in einem Briefe heißt, wird zum Fuhrwesen assentirt. Fast scheint es, als wenn das Schicksal hiemit die Heldin auf die k. k. Armee hätte aufmerksam machen wollen, denn in aller Eile wird im J. 1851 einem „sehr geehrten Herrn Oberlieutenant" der wärmste Dank für seine angenehme Begleitung ausgesprochen. Derselbe ist zwar schon in reiferen Jahren, wie das Tagebuch seufzend erzählt, und „schade, daß er nur gebrochen Deutsch spricht", aber andererseits haben herbe Erfahrungen gezeigt, daß Jugend und Schönheit mit Wankelmuth verbunden sind, und es wird mitgetheilt, daß, „wie man mir versichert", die Artilleristen gesetzte Männer sein sollen.

Im J. 1853 kommt Friederike, wie sie sich jetzt schreibt, aufgelöst in Thränen nach Hause, und bebt, indem sie die Feder ergreift, noch vor innerer Wuth, da sie ein „besoffener" Stellwagen-Conducteur „alte Jungfer" genannt habe. Der Oberlieutenant ist „versetzt" worden, und mit Anbruch des J. 1855 werden einem

Herrn Pospischil, der bereits dreißig Jahre Offizial ist, ein Paar gestickte Pantoffeln „als kleiner Beweis aufrichtiger Freundschaft“ in's Haus geschickt.

Ein lebhafter Briefwechsel wird mit diesem geführt, aus welchem zwei Dinge hervorgehen, erstens, daß Friederike im Jahre 1848 ein kleines hilfloses Kind war, und zweitens, daß die Rechnungsbranche diejenige sei, zu der eine Waise noch am ehesten Zutrauen fassen könne. Aber ach, ein gastrisches Fieber hat Herrn Pospischil „nachdenklich und in sich gekehrt“ gemacht, er erklärt, zu alt zu sein, um ein so „junges Wesen“ noch an sich zu fesseln, und beschließt dieses zu meiden, um in seinen reiflich überdachten Grundsätzen nicht erschüttert zu werden. Jetzt erst fühlt Friederike, was sie an dem Manne verloren, und nur ihre „liebe fromme Tante“, die sie so lange verkannt, soll ihr ersetzen, was endlich doch kein Mann ihr zu bieten vermag.

„Mehr aus Scherz“ entschließt sie sich aber ein Jahr später, einen „ernsthaften Heiratsantrag“ in die Zeitung zu setzen, und bittet um Zusendungen, denen die Photographie beiliegen solle, unter der Chiffre X. X. „an die Expedition dieses Blattes.“ Bald darauf ist Friederike, „wie vom Donner gerührt“ und jedes weibliche Wesen ist zu bedauern, das in den Männern etwas Anderes sieht, als Schlangen und Krokodile. Nur ein Brief und nur eine Photographie gelangten nämlich an die Expedition, und der ernsthafte Werber war kein Anderer, als — Herr Pospischil, der sich als zu alt erklärt hatte, um ein so junges Wesen an sich zu fesseln, und jetzt der Anonymen Hand und Herz antrug, falls sie gesonnen sei,

„mit einem kräftigen Manne, der ein höherer Beamter sei," vorlieb zu nehmen.

Nunmehr taucht im Tagebuche eine Ursula auf, und es wird von einem „recht guten Kaffee" erzählt, der bei jener Ursula, die „wohl etwas zänkisch ist", gekocht werde. In einem Briefe, der „meine einzige Ursula" überschrieben ist, wird der Dank für die „wunderbaren Tropfen" ausgesprochen, und in einem weiteren Schreiben an „meine liebe gute Urschel" die Einladung zu einer Schale Kaffee gemacht, von welcher auch der „charmante geistliche Herr" zu verständigen sei.

Es folgen jetzt mehrere Schreiben an diesen, in welchen jene Kurzsichtigen beklagt werden, die nur an dieser Welt hangen und auf ihr Seelenheil nicht bedacht sind. In einem späteren Schreiben wird der Pater Klinkowström ein „Heiliger" genannt, und der ehrwürdige Herr ersucht, nicht ungehalten zu sein, wenn ihm ein Schäflein zum Schutze gegen die feuchte Kälte ein gestricktes Leibchen übersende. Mit dem Berichte über diese gestrickte Gabe schließt das Tagebuch.

Wie ich schon zu Anfang bemerkt, fand ich den Namen dieser Dame auf der Frauen-Adresse für Aufrechthaltung des Konkordats. Ich schnitt die Adresse aus der „Presse", legte sie zu den Briefen, von denen ich hier berichtet, und übergab sämmtliche Papiere, nachdem ich diese Zeilen geschrieben, den Flammen, für die sie ihre Urheberin bestimmt hatte.

Eine Weihnachtsrede an die Kinder.

(Dezember 1867.)

Glücklich derjenige, dem der Weihnachtsbaum Früchte bringt, ein Kachenez, die Photographie der Geliebten, oder ein Minister-Portefeuille! Still und stumm aber drückt sich in dieser heiligen Woche der Gemüthlichkeit der Unglückliche in die Ecke, dem die Vorsehung zu seiner Qual und zur Belästigung seiner Mitmenschen eine satyrische Ader verliehen hat, denn ihm bringt der Weihnachtsbaum nichts, nicht einmal etwas zum — angreifen.

Diese Woche gehört den Kindern, und obwohl auch die Schwächen dieser unleugbar sind, den Kleinen gegenüber ist sein schärfster Stachel stumpf, sein bester Witz bedeutungslos, denn die Kleinen kümmern sich nicht um die öffentliche Meinung, sie lesen keine Zeitungen und nicht einmal die Feuilletons in denselben. Vergebens würde ich mich über die grobe Täuschung, die mit den vergoldeten Nüssen noch immer geübt wird, lustig machen, umsonst das Ansehen des Mannes zu untergraben suchen, der mit Fesseln und Ruthe den liberalen Kindern droht, und mit der Zunge aus rothem Tuche Ruhe, Ordnung und Sicherheit predigt, und fruchtlos beginge ich das Verbrechen der Störung der öffentlichen Kinderruhe, wenn ich also begänne:

Sehr geehrte Kinder!

Wie lange noch werdet ihr Euch den Absolutismus der Großen gefallen lassen, wie lange noch wird man

Euch die Grundrechte vorenthalten dürfen, mit denen ja der Mensch geboren wird. Fünf Jahre sind schon seit Eurer Geburt verflossen, selbst die Oesterreicher sind während dieser Zeit etwas freier geworden, aber Ihr, Ihr bleibt die alten — kleinen Sklaven! Nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit rufen die Erwachsenen, sie suchen sich durch Verfassungen gegen die Willkür der Regierungen zu schützen, sie wollen Preßfreiheit und freies Vereinsrecht, und Ihr, es ist wahrhaftig zum Lachen, Ihr habt es noch nicht einmal bis zur Abschaffung der Prügelstrafe gebracht.

Freiheit? Müßt Ihr nicht die Hände auf den Tisch geben, und schlechte Suppe essen, wenn man es Euch befiehlt?

Gleichheit? Dürft Ihr unartig sein, wie der P. Greuter oder wie der Abgeordnete Skene, ohne daß man Euch ausschilt?

Brüderlichkeit? Ja wohl, Euch dutzt Jeder, aber versucht es nur einmal, den Herrn Lehrer mit Du anzureden!

Schon Junius erklärt in seinen Briefen, daß die Preßfreiheit die Grundlage aller Freiheit sei. Verlangt diese vor Allem! Duldet es nicht länger, daß man Euch dictando zu schreiben zwingt: Wenn Dir Jemand etwas Böses thut, so gehe auf die Polizei-Direction! sondern begehret muthig eine Revision der Diktando-Vorlagen; Ihr habt ein Recht darauf, daß man Euch diktire: Das Konkordat ist ein unseliger Vertrag! Es ist wahr, die Preßfreiheit bringt viele „Ausschreitungen“ mit sich, Ihr werdet vielleicht „Konkordat“ mit zwei „n“ oder mit zwei „t“ schreiben, oder ein „h“ anbringen, da ein solches leider Gottes nicht am Platze ist, aber daran liegt nichts,

die orthographischen Fehler werden aufhören und verschwinden, eher als das Konkordat; die Freiheit aber wird bleiben, und sie ist ein so großes Gut, daß selbst daran nichts liegt, wenn sich der Herr Oberlehrer über sie ärgert.

Sodann müßt Ihr freies Vereinsrecht haben, und wenn Ihr auch anfangs ungeschickt zu Werke geht, und als echte Sozial-Demokraten etwa auf Staatskosten mit Marzipan und Knallerbsen versorgt werden wolltet, Ihr werdet von selbst einsichtiger werden, um nicht zu Werkzeugen der Regierung herabzusinken, welche die Näschereien und Spielereien in Verwahrung hat.

Darum, Ihr Kinder, benützt die Macht, die Ihr über die Großen habt, laßt Euch nicht mehr von dem vergoldeten, verzuckerten und gedörrten Scheinliberalismus der Erwachsenen täuschen, droht ihnen, die schwersten Kinderkrankheiten zu bekommen, wenn sie nicht nachgeben, und sie werden willig, folgsam und artig sein. Das Weihnachtsfest ist Euer Fest, duldet nicht länger mehr den Hohn, daß man Euch zum Christbaume den Mann mit der Ruthe auf den Tisch stellt, entwindet ihm diese, laßt Euch die neue Charte beschwören, dann werdet Ihr schon den nächsten Weihnachtsabend als Jahresabend Eurer Verfassung festlich begehen können, nicht mehr als schlimme Kinder im braven Staate, sondern als freie Kinder im freien Staate.

In solcher Art würde ich die Kleinen aufreizen, wenn sie zu dem zeitunglesenden Publikum gehören würden.

Kohlen!

Jänner 1868.

Die Kohlennoth in Wien ist eine traurige Thatsache, Wien kann nicht einheizen! Die rothen Nasen sind nicht mehr auf der Straße allein, sondern auch im Schooße der Familie zu finden, das Zähneklappern ist zur Unterhaltung am häuslichen Herde geworden, und beneidenswerth ist Derjenige, der seine zahlreiche Familie nicht ernähren kann, denn wenigstens erfriert er nicht im Gedränge. Die Hände im Muff, wehklagen unsere Hausfrauen das Volkslied: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen u. s. w., in den Theatern werden Feuersbrünste mit demonstrativem Beifall begrüßt, und die Garderobièren klagen darüber, daß sie verhungern müßten, wenn Keinem mehr zu heiß sei, und indem sie den nicht mehr seltenen sozial-demokratischen Weg einschlagen, verlangen sie, daß der Staat ihnen Oberröcke zum Aufbewahren geben solle.

Wenn man jetzt auf der Straße um Feuer für die Zigarre bittet, riskirt man die Antwort: Es wird nichts „ausgetheilt“! oder: Zudringliche Bettelei! Männer, die sich im Pelze in die Oeffentlichkeit wagen, werden von der unbehaarten Menge mit dem Zurufe: K. k. ausschließlich privilegirte Kaiser Ferdinands-Nordbahn! ver-

höhnt, und wenn die Quecksilbersäule nicht bald ihre feuilletonistische Stellung unter „dem Striche“ aufgibt, wird das gemüthliche Sprichwort: Hab'ns kan Türken g'sehn? welches die orientalische Frage so harmlos glossirt, dem ätzenden: Hab'ns kan Kohlenwagen g'sehn? Platz machen.

Die Kohlenfrage läßt sich nicht mehr mit Glacéhandschuhen angreifen, denn es herrscht eine allgemeine Erbitterung.

Selbst meine alte Dienerin, die ein Muster von Sanftmuth ist und sonst eigentlich nur die Wäscherinnen prinzipiell gehaßt hat; weil sie in ihnen die geschworenen Feindinnen leinener Männerbrüste sieht, wüthet seit der Kohlennoth gegen Greißler, Kohlenhändler, Nordbahn-Aktien und gegen die moderne Literatur. Wenigstens hatte ich gestern Mühe, einige unaufgeschnittene schöne Literatur, die sie, um Holz zu sparen, dem Feuertode übergeben wollte, aus ihren Händen zu retten.

Der Genußmensch fragt nicht mehr nach Keller und Küche des Wirthes, der ihn eingeladen, sondern nach dessen Kohlenvorräthen; ein gutes Kohlenfeuer ist jetzt ein besseres Lockmittel, die beste Gesellschaft bei sich zu sehen, als ein Tenor, und das U. A. w. g. auf den Einladungskarten übt unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur dann einen Reiz, wenn es bedeutet: Und Abends wird — geheizt! Und endlich, so wie der Wiener während der heißen Sommermonate in das Salzkammergut geht, um sich zu erholen, so wird er, wenn die Kohlennoth nicht schwindet, während der Wintermonate eine Villeggiatur in Mährisch-Ostrau halten, um sich wärmen zu können. Man bringt

dann, wenn die Kohlensaison vorüber ist, dem Familienvater, der währenddem seinen Geschäften in Wien frierend nachgegangen war, ein Stück Steinkohle als Souvenir de Mährisch-Ostrau mit, und der Beschenkte ruft seufzend aus:

So etwas bekommen wir Stadtleute doch nie zu sehen!

Die Tiroler haben vollkommen Recht, wenn sie vor den Eisenbahnen so große Furcht haben, und behaupten, der Teufel wohne in der Lokomotive als Afterpartei. Muß denn da nicht der Gottseibeiuns seinen Pferdefuß im Spiel haben, wenn wir uns eine Kohlenbahn gebaut haben und dabei erfrieren? Der Himmel verhüte nur, daß wir nicht auch eine Eisenbahn bekommen, die uns Getreide zu bringen bestimmt ist, sonst gehen wir dem sicheren Hungertode entgegen.

O Phöbus Apollo, Dein Sonnenwagen ist zwar ein altväterisches Möbel, aber wir danken es Dir, daß Du nicht mit Dampfrossen fährst, sonst bliebe einmal der Monatsgehalt beziehenden Menschheit — der „Erste“ aus!

Der Prozeß gegen den Wechselfälscher Raymond.

Die offizielle „Wiener-Zeitung“ pflegt in besonders rücksichtswerthen Fällen, bei Todesfällen nämlich, die Biographien verdienter österreichischer Staatsbeamter dem großen Lesepublikum bekanntzumachen.

Wir erfahren dann, unter welchen Verhältnissen der Verstorbene das Licht der Welt erblickt, wie er mit den mannigfachen Schwierigkeiten des Gymnasiums ausdauernd gekämpft, wie er in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens unbesoldet am Staatsruder gestanden, wie späterhin ein „Adjutum“ einen milden Schimmer auf seine Beamtenlaufbahn geworfen, wie er in reiferem Mannesalter, da die Stürme des Herzens sich beruhigten, sich ganz dem Vorspannswesen hingegeben, wie das stets wachsame Auge der Landesregierung auf ihn fiel, und ihm mit einer die Umstehenden sichtlich ergreifenden Ansprache des Bureau-Vorstandes das Verdienstkreuz mit der Krone angeheftet wurde, und wie er endlich, geliebt von den Untergebenen, geschätzt von den Vorgesetzten, das Zeitliche gesegnet. An seinem Sarge weinen dann in der Regel eine tiefgebeugte, von dem k. k. Kreiskommissär mit Trostworten beehrte Witwe, und drei oder mehr Kinder mit Erziehungs-Beiträgen.

In dieser Woche hat das Oberstkämmereramt sich veranlaßt gesehen, „von amtswegen“ die Biographie eines seiner Beamten, der durch zwanzig Jahre die bureaukratische Carrière verfolgte, noch bei dessen Lebzeiten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diese Biographie, welche wir im Gerichtssaale zu hören bekamen, ist kurz und bündig.

Der Held derselben trat Ende 1848 in den Staatsdienst, und wurde am 6. Oktober 1867 wegen üblen Leumunds und dienstlicher Unfähigkeit entlassen. Diese prägnante Lebensbeschreibung ist in einer Note des Oberstkämmereramtes an das Landesgericht in Strafsachen zu finden und betrifft den Offizial erster Klasse jenes Hofamtes, v. Raymond, der wegen Wechselfälschung vor den Schranken des Gerichts stand.

Die Gerichtsverhandlung hat ein widerliches Bild vor uns entrollt. Wir sehen einen eitlen Gecken, der, weil sein Vater ein einflußreiches Hofamt bekleidet und wegen seiner Verdienste als Beamter ein „von“ vor seinem Namen zu führen berechtigt ist, den „Kavalier“ spielt. Er häuft, da es zum Kavaliertone gehört, Schulden zu machen, Schulden auf Schulden, und da es ihm weniger darum zu thun ist, Geld zu bekommen, als eben vornehme Schulden zu machen, drapirt er sich mit einer ordinären Wuchererbande und hat so die Genugthuung, in den Ruf eines leichtsinnigen Schuldenmachers zu gerathen. Es gelingt ihm auf diese Weise — man sieht, dieser „Herr von“ ist zum Baron geboren — 54.000 fl. schuldig zu werden, ohne mehr als 8000 fl. geborgt zu haben.

Wie dies möglich war, hat die Gerichtsverhandlung enthüllt: Dem einen Wucherer, der ihm statt Geld Aktien

gibt — alte Kleider wären noch besserer Ton gewesen — schenkt er aus freien Stücken fünf Stück Aktien, und dem Agenten eines anderen Wucherers gibt er für die Vermittlung des Geschäfts ein Trinkgeld von 2000 fl., „damit er sehe, daß er es mit einem Kavalier zu thun habe“. Um endlich dem Kavalier den letzten Schliff zu geben, fälscht er Unterschriften, so daß Jedermann von nun an seiner „Kavaliers-Parole“ mehr Vertrauen schenken kann, als seinem Wechsel. Der arme Vater, der schon einmal die Sünden des Sohnes mit dem Vermögen gebüßt hat, kann dessen neue Schulden nicht mehr bezahlen, und so endet dieser statt im „adeligen Kasino“ im Kriminal.

Das Oberstkämmereramt ist hienach sehr richtig vorgegangen, wenn es diesen Beamten, wie oben erwähnt, seiner Unfähigkeit wegen entließ. Allerdings aber kam diese amtliche Diagnose sehr spät, und es ist fast zu verwundern, wie ein Beamter, dessen hervorragende geistige Beschränktheit dieser Prozeß klar zeigte, seine vollkommene Unfähigkeit durch fast zwanzig Jahre hindurch den Vorgesetzten zu verbergen wußte, und zwar so schlau, daß ihn diese dabei fortwährend im Range vorrücken ließen und noch immer nichts merkten, als der „dienstlich Unfähige“ sogar schon im silbernen Kragen steckte.

Doch freilich, nichts ist so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen, nur wäre es interessant zu erfahren, durch welchen merkwürdigen Zufall bei diesem Beamten der gänzliche Mangel der Fähigkeiten nach fast zwanzig Jahren endlich doch entdeckt wurde. Dieser Zufall ist wahrhaftig ein glücklicher zu nennen, denn wie leicht hätte

diese dienstliche Unfähigkeit durch weitere zwanzig Jahre verborgen bleiben können und der Mann würde immer glänzendere Karrière gemacht haben, ohne daß seine Unfähigkeit jemals ans Tageslicht gekommen wäre.

Die Brust dieses dienstlich unfähigen Beamten war mit einem Orden geschmückt, mit dem Donatkreuze des souveränen Johanniter-Ordens. Ich bitte, nicht überrascht zu sein, denn zu den Verpflichtungen dieses Ordens gehört bekanntlich auch der Kampf gegen die Ungläubigen, und gegen diese hat der arg Bewucherte in der That unausgesetzt, wenn auch nicht siegreich, gekämpft.

Auf die Frage des Präsidenten, was er mit dem Gelde angefangen habe, antwortete der Angeklagte, er habe Nippessachen und Bücher dafür gekauft. Einer solchen Verwendungsart des Geldes liegt allerdings eleganter Geschmack zu Grunde. Allein diese Behauptung zeigte sich als eine eitle Ausflucht, nachdem bei einer Hausdurchsuchung des Angeklagten weder Nippes, noch Bücher vorgefunden wurden. Ich möchte „Kavalieren“, die ungünstige Winde wieder auf die Verbrecherbank verschlagen sollten, die Ausrede rathen, sie hätten das Geld auf — Bonbons gebraucht, denn eine solche Behauptung kann wenigstens durch keine Hausdurchsuchung Lügen gestraft werden, und es ist vielleicht sogar vornehmer, sich für Bonbons zu ruiniren, als für Nippessachen.

So richtet das „von“, dieser Ehrgeiz Tausender, den Einzelnen, wie die Familie zu Grunde; die Auszeichnung des Vaters führt nur zu oft zur Brandmarkung des Sohnes, und wenn man diesen zur Strafe nachher in die bürgerliche Gesellschaft wieder „zurückschleudert“,

ist er für diese verloren. Der Vater ist Beamter oder Kaufmann, der Sohn aber ist „Kavalier“, die Welt soll auch sehen, daß er Kavalier ist, und damit sie es sehe, bleibt ihm zuletzt nichts übrig, als ein Gauner zu werden. Und wer ist die Welt, für die man die widerliche Kavaliersrolle spielt: Kellner, Kutscher und jene Damen, die nicht nur wie alle Menschen unter den Kleidern nackt sind, sondern auch dieser Nacktheit ihre Kleider verdanken. Man gebraucht ein zu mildes Wort, wenn man diese geist- und gedankenlosen eleganten Zigeuner einfach „Nichtsthuer“ heißt, man sollte sie „Nichtsthäter“ nennen, um die Verwandtschaft mit dem Uebelthäter mehr hervorzuheben.

An der Hand des Gerichtsreporters ist es uns so manchesmal gestattet, einen Blick in die Gesellschaft zu werfen, aber das Bild, welches unseren Augen sich zeigt, mag noch so abscheulich sein, morgen ist es vergessen. Wer daran zu erinnern wagt, besitzt keine gesellschaftlichen Manieren, und wer darüber schreibt, mißbraucht die Preßfreiheit, denn er beleidigt die ehrenwerthe Gesellschaft, welche diese Wechselfälscher und Defraudanten protegirt hat.

Die Poesie des Selbstbewußtseins.

(März 1868.)

Ziemlich geräuschlos ist diese Woche vorübergegangen. Wenn man nicht darin, daß in jedem unserer Theater eine Novität durchgefallen ist, Genüsse des großstädtischen Lebens erkennen will, man könnte glauben, sich in einem jener fernab vom Welttreiben gelegenen, von unserem Erwerbsteuer-Patente „Ortschaften mit weniger als 1000 Einwohner“ genannten Paradiese zu befinden, deren Höchstbesteuerten dieses Patent in seinem Sinn für's Kleine nur eine Erwerbsteuer von acht Gulden zumuthet. Wären nicht die Gerichtsverhandlungen über die Raubmorde und die Inserate der Entreprise des pompes funèbres gewesen, was hätte Einen an die Weltstadt erinnert?

Wer nicht wie der indische Gott in der fortwährenden Contemplation seines Nabels einen unerschöpflichen Fond der Zerstreuung findet, wird diese Monotonie empfunden haben, eine Eintönigkeit, die nur auf einem Gebiete nicht geherrscht hat, — — wenn man dem Geschäftsberichte dieser Woche Glauben schenken darf, welcher behauptet, daß das Leimgeschäft sich noch immer einer „angenehmen Regsamkeit erfreut“.

Wahrhaftig, es sollte mich nicht wundern, wenn die Wiener Feuilletonisten nächstens unter die Social-Demokra-

ten gehen, wenn sie ebenfalls ihr „Recht auf Arbeit“ geltend machen und erklären: Auch wir sind Arbeiter und wir dürfen den Anspruch erheben, daß uns die Regierung subventionire, aber nicht wie die Eisenbahnen mit Geld, wir sind zufrieden, wenn sie uns — Stoff gibt, wenigstens einmal in der Woche Stoff zum Lachen, oder doch wenigstens zum Raisonniren. Die Regierung möge es wohl überlegen, was es heißt, wenn plötzlich alle „Chronisten“, „Plauderer“, „Müßiggänger“, „Spaziergänger“ und wie sie sonst sich nennen mögen, auf Lassalle schwören, einerlei, ob dies nach dem neuen Gesetze über die Eidesablegung beim Crucifix geschieht, oder bei den fünf Büchern Mosis unter Zuziehung eines Fachmannes aus dem Kreise der Rabbiner.

Seht Euch vor, sonst nehmen wir Arbeiter das Bündniß an, das uns neulich die Kirche angeboten. Diese macht dann uns gegenüber Ernst mit der Social-Demokratie, sie anerkennt unser „Recht auf Arbeit“ und gibt uns Woche für Woche Stoff zur Arbeit, und die Rede des Pater Greuter in dieser Woche wird manche darbende Humoristen-Familie gut ernähren. Die Regierung hat den besten Willen, ich gebe es zu, sie läßt, nachdem wir uns kaum von der Versöhnung mit Ungarn erholt haben, durch den Herrn Generalmajor Grivicic einen Konflikt mit der ungarischen Delegation heraufbeschwören, aber das ist ein Palliativ-Mittel gegen die Humornoth, wie die Kouponsteuer gegen das Defizit, und ehe wir noch recht gelernt hatten, den Namen dieses Generals auszusprechen, war der Konflikt schon wieder beseitigt.

Die Rede des Generals Grivicic würde kaum für ein Tagesgespräch in Grönland, das sich gewiß sehr kurzer Tage

erfreut, ausgereicht haben. Von bleibendem Interesse dürfte nur das Eine sein, daß in jener Auseinandersetzung auf eine neue, bisher nicht gekannte Gattung von Poesie aufmerksam gemacht wurde.

Der Herr General hat es nämlich, allerdings mit großer Milde, gerügt, daß durch die Art und Weise, wie die militärischen Fragen in der Presse behandelt werden, die „Poesie des Selbstbewußtseins“ bei den Vaterlands-Vertheidigern schwinden müsse. Ich will mir nicht anmaßen, Generalsreden richtig zu interpretiren, allein es liegt die Vermuthung nahe, daß jener Seitenhieb mit flacher Klinge gegen die Journalistik die etwas ungezwungene Sprache strafen wollte, mit welcher die Zeitungsschreiber die neu aufgetauchte Frage über das Waffentragen der Soldaten außer dem Dienste behandelten. Hienach wäre unter der Poesie des Selbstbewußtseins eigentlich die Poesie des Haubajonnets zu verstehen, eine Poesie, die auf der linken Seite getragen wird, und die selbstverständlich einer nüchternen Prosa Platz machen muß, sobald das Seitengewehr, welches in derselben Weise zu wirken scheint, wie ein Trunk von dem kastalischen Quell, außer dem Exerzierplatze nicht mehr getragen werden darf.

Es liegt allerdings ein herber Kontrast darin, wenn der Poet „vom Feldwebel abwärts“, der noch Vormittags auf dem Parnaß vor der Franz-Josefs-Kaserne sich den Olympischen nahe fühlte, des Nachmittags bei der geliebten Köchin, wo ihm ein Bischen Poesie so gelegen käme, diese entbehren muß. Und wenn seine „Laura“ anstatt eines poetischen Gemeinen einen gemeinen Prosaiker in die Arme schließt, dann mag sie wohl, mit Wehmuth der schöneren

poesiereichen Vergangenheit gedenkend, klagen: „Wenzel, wo ist Deine Poesie?“ und der Poet außer Dienst antwortet prosaisch: „Gut, daß Du mich daran erinnerst; morgen muß ich sie wieder putzen!“ Er ist nur Poet, während ihn vielleicht der didaktische Poet-Feldwebel, weil er sich beim Marschiren einen Fehler in den Füßen zu Schulden kommen ließ, Schafskopf nennt, dagegen ist er aller Poesie bar, während ihm das Mädchen seines Herzens die süßesten Kosenamen gibt.

Wenn die Angebetete vorwurfsvoll fragt, ob er sie nicht mehr liebe, weil er seit einiger Zeit so fad sei, muß er gestehen, daß ihm, seit er das Bajonnet in der Kaserne zurücklassen müsse, aller lyrische Schwung fehle. Das, was ihn beim „Röhrbrunnen“ dem Mädchenkreise so amusant erscheinen ließ, war ja eben die Poesie des Selbstbewußtseins, denn ein allerdings nicht „gedienter“ deutscher Dichter, Goethe, will schon die Bemerkung gemacht haben, daß man wohl durch zartes Entgegengehen die Weiber gewinne, daß jedoch noch besser fortkomme, „wer rasch ist und verwegen“ oder, mit anderen Worten, wer von der „Poesie des Selbstbewußtseins“ verklärt wird.

Diese Poesie des Selbstbewußtseins war es, welche die thatendurstigen Krieger aus der „gemeinen Mannschaft“ in neuester Zeit so häufig zu Gladiatoren-Kämpfen mit Civilisten angespornt hat, und mit Ausnahme der Inhaber von „chirurgischen Officinen“ wird es wohl Keiner bedauern, wenn diese Gattung Poesie nicht länger kultivirt wird.

Wenn die mehrfach erwähnte Poesie des Selbstbewußtseins, ungeachtet des Verbots des Waffentragens außer Dienst, denn doch nicht verschwinden würde, wie der Herr

Generalmajor besorgt hat, so kann man sich dieselbe ihres ungefährlichen Charakters wegen wohl gefallen lassen, denn was nützt dem Selbstbewußten alle Poesie ohne Schleppsäbel. Legt man übrigens auf diese militärische Poesie in der That einen höheren Werth, so kann sie ja auf dieselbe Weise gefördert werden, wie die Civil-Poesie, durch Mäcenaten, durch Preisausschreibungen u. s. f., oder indem man ihren Jüngern eine „dreitägige Gratislöhnung" bewilligt. Vielleicht ließe sich die militärische Poesie des Selbstbewußtseins in noch weniger kostspieliger Weise fördern, indem man etwa die Stockprügel abschafft, oder das Institut der Privatdiener aufhebt, denn das Schöne „will behandelt sein, wie Blumen edler Art" — — in der Blumenzucht aber spielt weder der „Haslinger" noch das Stiefelputzen irgend eine Rolle.

Diese Beförderung des Selbstbewußtseins zur Poesie (außer der Tour würde das Armee-Verordnungsblatt sagen) wird auch einigen Poeten aus dem Civil, die bisher nur das Selbstbewußtsein ohne das Talent des Dichters hatten, zu gute kommen. Man sollte diese in Zukunft — Grivicic-Poeten nennen, in ähnlicher Weise, wie man den verschiedenen Regimentern den Namen eines Regiments-Inhabers beilegt.

Die bösen Zungen.

(April 1868.)

Das neue Stück des Herrn Laube war das große Ereigniß der Woche. Von der Direktion des Burgtheaters zurückgewiesen, hat es im Offenbach-Tempel des Herrn Strampfer ein freundliches Asyl gefunden. Sehr viele ständige Tarokpartien wurden an diesem Donnerstag zum erstenmale seit ihrem Bestehen gestört, weil „der Dritte" in den „Bösen Zungen" war; viele Rendezvous, die für diesen Tag versprochen waren, wurden nicht eingehalten, und die Hausfrauen, welche an diesem Unglücks-Jeudi Jour fixe hatten, mußten auf die Zierden desselben verzichten. Logen, Fauteuils und Sperrsitze waren „vergriffen", und die Parias der Gesellschaft, die überall zu spät kommen, mußten sich begnügen, die lebensgroße Photographie des Dichters der „Bösen Zungen" im Foyer des Wiedner Theaters zu bewundern, und umkehren.

Da sitzen sie denn nun die Dritten des Taroks, die Damen, welche um halb sieben Uhr präcise den Stephansthurm anzublicken versprochen hatten, und die Stützen des Jour fixe, um bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes über die jüngste Vergangenheit Oesterreichs zu Gerichte zu sitzen. Da sitzen die Gerechten, welchen die Wahrheit am liebsten als Anspielung ist; die Liberalen, welche liberal

sind, wenn sie liberal regiert werden, wie nach den Schluß-worten der „Bösen Zungen“ die Völker gut sind, wenn sie gut regiert werden; da sitzen die Fortgeschrittenen, welche in Ekstase gerathen, wenn gegen Hexenprozesse und Tortur deklamirt wird, die Freunde der deutschen Schaubühne, welche Fräulein Geistinger, die sie sonst nur als „schöne Helena“ applaudirten, diesmal als Mutter zweier heiratsfähiger Töchter sehen wollen, und Alle die, welche den ersten Spargel essen, die neuesten Bonmots wissen, und das erste Debut „Menelaus des Guten“ des Herrn Blasel im Hochdeutschen nicht versäumen dürfen. Und dicht gedrängt beugen sich über die Brüstung der Galerie die Armen, welche damit einverstanden sind, daß die Tugend durch vier Akte in Krämpfen liegt, wenn nur das Laster im fünften Akte arretirt wird.

Der Vorhang geht in die Höhe, der Dichter beruft das verehrliche Publikum in das Landhaus eines Herrn v. Mack und gibt dort die überraschende Erklärung ab, daß er in Folge unvorhergesehener Ereignisse verhindert sei, die Handlung sogleich beginnen zu lassen. Es sei nämlich ein betrübender Todesfall eingetreten, indem der eigentliche Held des Stückes, der Finanzminister „von der Straße“, plötzlich gestorben sei; das Gerücht sage, er habe selbst an sich Hand gelegt. Nun habe sich allerdings der frühere Unter-Staatssekretär des Ministers über vieles Zureden bereit erklärt, statt des Verstorbenen als Held einzutreten, aber man wisse ja, wie schwierig solche unerwartete Rollen-Uebernahmen fallen, und man möge es daher mit dem Drange der Umstände entschuldigen, wenn der neue Held anstatt zu handeln die Hände über den Kopf zusammen-

schlage, wenn er so außer Fassung sei, daß er unzusammenhängend und verworren spreche und wenn schließlich sein ganzes Heldenthum darin bestehe, daß er ein schönes Mädchen heirate. Der Dichter werde aber in den nächsten vier Akten den Ausfall reichlich zu ersetzen bemüht sein und biete vorläufig als kleine Entschädigung eine Opern-Arie, welche die bösen Zungen vorzutragen sich bereit erklärt haben. Die Arie wird in der That gesungen, der Vorhang fällt; man applaudirt, aber es macht sich hier eine kleine Opposition geltend, weil von mancher Seite ein Da capo besorgt wird.

Im Zwischenakte bemerkt ein Herr zu seinem Nachbar, wie zweckmäßig das System der Kontremarken bei den Pariser Theatern sei, durch welche man in den Stand gesetzt werde, seinen Sitz einem Anderen gegen Entgelt zu überlassen, falls man selber auf die weiteren dramatischen Genüsse des Abends verzichten wolle.

Wie schon erwähnt, tritt der Unter-Staatssekretär als Helden-Stellvertreter auf, die Witwe des Ministers greift ihm dabei so viel als möglich unter die Arme, und da sie sieht, daß derselbe mit seinen liberalen Anschauungen wenigstens um vierzig Jahre zurück ist, empfiehlt sie ihm das Studium der Geschichte der letzten zehn Jahre, und will ihm zu diesem Behufe das rothe Tagebuch ihres Mannes zur Durchsicht übergeben. Die Witwe legt mittlerweile das Buch auf einen Tisch, da dasselbe staatsgefährlich ist, und man ein solches ebenso ungerne wie Schießpulver im Schlafzimmer aufbewahrt.

Während sie aber mit ihrem Protégé, der sie beschützen soll, in ein Nebenzimmer abgeht, tritt der In-

triguant, der Polizeirath Fischer, welcher es auf das Tagebuch, um den Verstorbenen zu kompromittiren, längst abgesehen hat, mit zwei Helfershelfern ein, sieht das Buch und beschließt, es stehlen zu lassen. Als skeptischer Polizist jedoch denkt er: sicher ist unsicher! und verschiebt den Diebstahl auf ein anderesmal. Die Witwe kehrt mit ihrem Beschützer, dem Unter-Staatssekretär, in das Zimmer zurück, sie sieht die fremden Gäste, und es entwickelt sich ein heftiges Wortgefecht. Der Intriguant will sie inquiriren, sie verweigert aber jede Auskunft, da er keinen blechernen Adler aufgesteckt habe, und nachdem sie sich zu derselben nicht zwingen ließ, gibt sie diese ungezwungen, wobei sie mit sogenannter Schonungslosigkeit mehrere Uebelstände im Staatswesen aufdeckt.

Im Hause erhebt sich hierüber ein Beifallssturm, als wenn die schöne Helena eben das Lied gesungen hätte, „daß sie der Tugend, der Tugend so Fallstricke legt"; Fräulein Geistinger will mit gekreuzten Armen danken, aber sie überzeugt sich nur zu bald, daß der Beifall diesmal der unterdrückten Unschuld in der Parterre-Loge rechts gilt, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit der lebensgroßen Photographie im Foyer hat. Die so von der Sonne an den Tag gebrachte Unschuld wird aus der Loge gestürmt, sie eilt auf die Bühne, und der abwesende Dichter dankt gerührt im Namen des anwesenden ehemaligen Direktors des Burgtheaters.

Der Unter-Staatssekretär soll die Nichte des Landes-Präsidenten heiraten; allein je öfter er diese sieht, desto mehr liebt er eine Andere, und zwar keine andere, als die Tochter des seligen Helden, Fräulein Minona. Der Landes-

Präsident ist ein ungemein vorsichtiger Mann, ihm können solche Dinge nicht passiren, wie der Minister-Witwe, welcher im Zwischenakt das werthvolle rothe Buch endlich doch gestohlen wurde, denn er trägt seinen kostbarsten Schmuck, die zahlreichen Ordens-Dekorationen, fortwährend am Halse und an der Brust, Aufbewahrungsorte, die mit jeder Wertheim'schen Kasse in Bezug auf Einbruchssicherheit konkurriren können.

Der Diebstahl versetzt sämmtliche Personen des Stückes, mit Ausnahme der bösen Zungen, in Schrecken, da das gestohlene Buch dem König ausgeliefert wurde. Der Unter-Staatssekretär erklärt unter solchen Verhältnissen die ihm aufoktroyirte Heldenrolle nicht weiter fortführen, sondern auswandern zu wollen. Der edle Landes-Präsident, der einerseits gern der unterdrückten Unschuld beistehen möchte, dem aber andererseits einige unbesetzte Knopflöcher eine gewisse Reserve gegen „Oben" auferlegen, ist in der peinlichsten Verlegenheit, denn die vorliegende Frage läßt sich nicht wie andere wichtige Staats-Angelegenheiten vorläufig ad acta legen.

Es steht zu befürchten, daß dem ergrauten Staatsdiener kein rettender Gedanke einfallen werde, da nimmt sich der König der Situation an. Er schickt nämlich dem Landes-Präsidenten ein Handschreiben, und beendet so die langwierige vieraktige mündliche Verhandlung durch das schriftliche Verfahren. Der König theilt in diesem Aktenstücke mehrere Gnaden aus: der Intriguant wird nicht bestraft, sondern pensionirt, der Dieb wird nicht eingesperrt, sondern landesverwiesen, und die Witwe erhält

die Erlaubniß, das Tagebuch ihres Mannes drucken zu lassen, vorausgesetzt, daß sie einen Verleger dafür finde.

Nur der eigentliche Held des Stückes, der Finanzminister „von der Straße“, kommt schlecht weg, ihm hilft das königliche Handschreiben gar nichts. — Er bleibt todt und begraben!

Die Affaire Bartels im Abgeordnetenhause.

(Mai 1868.)

Der Himmel gebe, daß ich nie die unglückselige Neigung verspüre, für das Vaterland sterben zu wollen, sei es zu Fuß oder zu Pferd. Der Tod für dasselbe soll zwar, wie Diejenigen, die leben geblieben sind, versichern, sehr süß sein, aber das ist auch das einzige Angenehme an der Sache, wie Diejenigen behaupten, welche zum Profoßen geschickt werden.

Der brave Soldat muß dem Tode muthig in's Antlitz schauen können, aber im Leben soll er mit geschlossenen Augen herumwandeln, er soll Auge, Mund und Ohr schließen, oder, wie das der Abgeordnete für Brünn, Herr Skene am Freitag nannte, sich „freiwillig beschränken“. Diese freiwillige Beschränkung, welche jedes Zivilgehirn seiner schönsten Funktionen berauben würde, diese Beschränkung, welche selbst jenem glücklichen Sterblichen, dem körperliche Größe im reichsten Grenadiermaße

beschert ist, den Gesichtskreis eines Maulwurfs anweist, wirkt nach der Behauptung des Herrn Skene geradezu Wunder bei Menschen, die sich in Militärtuche hüllen, denn dieselbe Beschränktheit wird, sobald sie mit dem zweifarbigen Tuche in nähere Berührung kommt, Mutter der „herrlichsten militärischen Tugenden".

Sowie der griechische Philosoph in den knappen Worten: Kenne dich selbst! eine Richtschnur für's Leben gegeben hat, und zwar für Zivilisten ebenso wie für Militärs, so hat jetzt auch der Brünner Weltweise und Lieferant von Militärtuchen, Herr Skene, eine schöne Lebensmaxime, jedoch nur für das Leben in der Kaserne zum Besten gegeben: Beschränke dich selbst! oder richtiger: Sei beschränkt! Was also der Geizhals vom Wohlthun sagt: es sei ein Vergnügen, dessen man sich zu berauben wissen müsse, sagt Herr Skene vom Denken: es sei ein Vergnügen, aber man müsse wissen, sich freiwillig zu beschränken.

Der Fall ist einfach der: Der Oberstlieutenant Bartels ist ein Mann, der „räsonnirt". Nach der pathologischen Militär-Physiologie machen solche Gehirn-Affektionen dienstuntauglich, der Oberstlieutenant wird also pensionirt. Die Muße, die derselbe nunmehr findet, benützt der unruhige Kopf dazu, einige gute militärische Broschüren zu schreiben, anstatt, wie es geziemender wäre, „sich freiwillig zu beschränken", das heißt, Billard zu spielen, oder die Fliegen im Zimmer zu zählen. Der Pensionär wird wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor das Militärgericht geladen, dort aber sagt er:

„Halten zu Gnaden, ich lese die Zeitungen genau;

Preßdelikte gehören nach unseren Staatsgrundgesetzen vor die Geschwornengerichte.“

„Ihre Ansicht hat viel für sich,“ antwortet man ihm, „es wird daher nichts schaden, wenn Sie die Sache noch reiflicher überlegen,“ und sperrt ihn ein.

Der Fall kommt vor das Abgeordnetenhaus. „Schade,“ sagt dieses, „ein Mann, der selbst die Feder führt, sollte über geschriebene Dinge besser Bescheid wissen, die „organischen Gesetze“ sind ja noch nicht in's Reine geschrieben. Wir bedauern, aber der Kopist ist nicht fertig geworden; Herr Bartels muß daher schon so freundlich sein, auf die Geschwornengerichte zu verzichten.“

„Oho,“ schreit Herr Skene, „das Haus wird diesen Querkopf doch nicht bedauern, es geschieht ihm ganz recht. Wozu hat ein Soldat Broschüren zu schreiben? Heute deckt er strategische Mängel auf, morgen räsonnirt er über die Bewaffnung, und übermorgen sind ihm vielleicht gar die Militärtuche nicht recht, die ich liefere — und er schreibt eine Broschüre darüber. Wenn man Soldat ist, muß man sich freiwillig beschränken, und nicht über Dinge reden, von denen man etwas versteht. Unter allen Freiwilligenkorps sind mir die freiwillig Beschränkten die liebsten, denn diese besitzen die herrlichsten militärischen Tugenden. Ich war auch Soldat, meine Herren, und sehen Sie mich nur an, wie vortrefflich mir noch als Lieferanten die militärischen Tugenden anschlagen. Wenn ich noch drei tugendhafte Militärtuch-Jahre habe, kann ich mich vom Geschäfte zurückziehen.“

Als jedoch Einige von der Linken sich mit diesem praktischen Wegweiser zur Tugend nicht einverstanden

erklärten und der Theorie der freiwilligen Beschränkung nicht beipflichteten, meinte Herr Skene, daß der Oberstlieutenant Bartels, wenn er andere Ansichten in dieser Beziehung habe, den Militärstand aufgeben solle, oder wie Herr Skene sich epigrammatisch gefeilt ausdrückte: „Er soll austreten!"

Das Mittel ist allerdings ein radikales, aber ich bezweifle, daß Jemand, der sich nicht bezüglich des Nachdenkens eine freiwillige Beschränkung auflegt, diesen Ausweg gutheißen werde. Das wäre ja das Bequemste, jede unangenehme Kritik los zu werden. Nein, ein solcher Gedanke kann nur in der Nürnberger „verkehrten Welt" oder in dem Kopfe des Herrn Skene ausgeheckt werden. Der Ochs schlachtet also den Fleischer, der Reiter trägt das Pferd, der Krebs siedet die Köchin; wenn der Schauspieler schlecht spielt, muß der Rezensent das Kritisiren aufgeben und wenn ein Fachmann militärische Dinge beurtheilen will, hat er sein Fach an den Nagel zu hängen, soll er „austreten".

Wie traurig wäre in dieser verkehrten Welt das Los des Satyrikers, er müßte erschrecken, so oft eine große Dummheit in der Welt sich ereignet, denn der Dummkopf würde sich die Hände reiben, und er würde ausgelacht, ja ich selbst wäre in Gefahr, daß Herr Skene, wenn er nächstens eine Rede halten wollte, die eine Zurückweisung verdient, verlangen würde, ich solle aus der „Presse" austreten, anstatt daß er seine Rede verschluckte.

Der Oberstlieutenant Bartels muß also jetzt die Fehler, welche unsere Feldherren in den letzten Kriegen

gemacht, „absitzen“, und wenn es ihm gestattet ist, in seinem Gefängnisse Zeitungen zu lesen, so wird es ihm vielleicht vergönnt sein, das bis dahin erlassene „Gesetz über den Wirkungskreis der Militär-Gerichte“ darin zu finden, durch welches er in Zukunft selbst bei den gröbsten strategischen Mißgriffen eines Generals gegen das Eingesperrtwerden sichergestellt sein wird, vorausgesetzt, daß das neue „in Aussicht gestellte“ Gesetz diese Sicherheit nicht wieder erst in Aussicht stellt.

Ich schließe meinen Artikel in der angenehmen Hoffnung, wenigstens in dieser Woche noch von einem Preßprozeß verschont zu bleiben; sollte ich mich täuschen, dann würden mir selbst die in Aussicht gestellten Geschwornen von keinem erheblichen Nutzen sein.

Dante und Swift auf dem Turf.

(Mai 1868.)

Ich bin nicht genug Sportsman, um zu wissen, was ein dreijähriges Roß mit der schönen Literatur zu thun hat, oder vielleicht bin ich nicht genug in der schönen Literatur bewandert, um diesen Zusammenhang zu errathen. Es ist möglich, daß Sachverständige sogleich in ein Hohngelächter ausbrechen, wenn ich erkläre, daß ich etwas verblüfft war, als ich erfuhr, es hätten sich

bei den Pferderennen in der Freudenau am vorigen Renntage auch „Dante“ und „Swift“ betheiligt. Ich brauche wohl weder den Kennern fremder Literaturen, noch denen vaterländischer Ställe zu erklären, daß die genannten zwei Unsterblichen nicht im Aktionärraume sich befanden, sondern, daß die Beiden — liefen, wirklich liefen, p. p., pede propria.

Der Dichter der „göttlichen Kömödie“, den einst Virgil, Beatrice und der heilige Bernhard durch Hölle, Fegefeuer und Himmel führten, lief um den Henckelpreis von 1000 Gulden, Distanz 1½ Meilen, zwölf Unterschriften. Diesmal war aber Dante in nicht so ganz harmloser Gesellschaft, denn „die Führung“ hatte Swift übernommen, nicht der große Satyriker, sondern das dreijährige Pferd des Herrn Grafen Hunyady dieses Namens. Ich will das Pferd des Grafen Festetits, welches den Namen Dante führt, nicht beleidigen, und ich bin der letzte, der etwa dessen Verdienst deshalb schmälern will, weil ihm „Manfred“ um drei Längen voraus war; aber soviel glaube ich behaupten zu dürfen, daß ein Mensch, der kein Roß ist, nicht so schnell zu dem Namen eines großen Mannes gelangt, wie ein Pferd, wie dies kaum dreijährige Pferd!

Hat das Pferd des Herrn Grafen Hunyady unter seinen vielen Adern auch eine satyrische, daß man es Swift getauft hat? mir steht kein Urtheil darüber zu, ich bin kein Pferdekenner.

Ein edles Pferd, auf welches man die größten Summen verwetten kann, hat allerdings ebensogut Anspruch auf einen Namen, wie ein gemeiner Mensch, der Einem höchstens auf dreißig Gulden monatlich und eine Livrée

im Jahre zu stehen kommt, und gibt man schon diesem den Namen eines Heiligen, wenn auch im besten Falle nur den Namen des heiligen Johann, so wird man doch jenem gewiß den Namen eines Unsterblichen zu geben berechtigt sein. Und da der heilige Johann sich in seiner Ehre nicht gekränkt fühlt, wenn Jemand seinen Namen trägt, der vielleicht von einem steirischen Hausknecht und einer böhmischen Köchin abstammt, wird man wohl Herrn Dante nicht beleidigen, wenn man echtes Vollblut nach ihm nennt, dessen Stammbaum direkt auf „Emir“ und „Miß Baba“ führt.

Das Gleiche will man auch Herrn Swift gegenüber geltend gemacht haben, und gewissen obscuren Leuten gegenüber, welche die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen, indem sie hochachtbare dreijährige Pferde, deren Namen auf allen Turfs Europas im besten Ansehen stehen, mit Koth bewerfen, oder, woran freilich gar nichts liegt, in der öffentlichen Meinung herabsetzen wollen.

Es liegt also in jenen Pferdenamen eine gewisse Anerkennung, welche der Stall der Literatur zollt, und nur die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller, deren Ruhm „aere perennius“, dauernder als Erz ist, oder um sich sportsmäßig auszudrücken, eine Roßnatur hat, dürfen sich der Hoffnung hingeben, daß ihr Name noch bei den spätesten Pferdegeschlechtern fortleben werde. Armer Mosenthal, du bist kein Dante, und wenn auch deine göttliche Komödie, der „Schulz von Altenbüren“, noch die spätesten Nähmädchen in Entzücken versetzen wird, bei den Freudenauer Pferderennen wird kein dreijähriger Dr. S. H. Mosenthal mit Hurrahs empfangen werden!

Elende Sonntagsfliege, so rede ich mich selber an, du bist kein Swift, und wenn auch noch zukünftige Düten-Verfertiger deine „Spaziergänge“ zur Hand nehmen werden, in der Freudenau wird kein „Wiener Spaziergänger“ je an's Ziel gelangen, kein noch so dicker Jockey wird deinethalben sich in nasse Leintücher wickeln, was du geleistet, ist nicht des Schweißes der Edlen werth!

Wenn hienach auch das Schöne ewig fortlebt, einerlei wie, so geht doch auch nicht das Gemeine, wie Schiller vermuthete, klanglos zum Orkus hinab.

An dem Hurdle-Race nämlich betheiligte sich des Prinzen Thurn-Taxis „Trichine“, um den „Ehrenpreis von Sportsfreunden aus dem Industrie- und Handelsstande“ rang des Grafen Eßterhazy „Strizzel“. Also nicht nur Dante und Swift bekommen ein Monument aus Pferdefleisch, sondern auch Trichinen und Strizzeln, etwas anrüchige Namen, welche der modernen Natur- und Socialwissenschaft entnommen sind. Die Trichine ist bekanntlich keine katilinarische Existenz, da sie ihr gutes Fortkommen im Schweinefleisch hat, so lange dieses nicht — abgesotten wird; der Strizzel, wahrscheinlich ein Diminutiv des „Strizzi“ oder Wiener Louis, etwa eine Art Kosenamen desselben, ist dagegen gleich dem römischen Patrizier Lucius Sergius Catilina des Oefteren um seine Existenz-Bedingungen verlegen, so lange er nicht bei Damen aus der Halbwelt, um mich sportsmäßig auszudrücken, „die Führung“ übernimmt.

Die Trichine frißt sich überall durch, kein Wunder daher, daß sie auch beim Hurdle-Race die erste am Ziel war. Strizzel dagegen, der selbstverständlich nur den

Preis der — Gewerbetreibenden anstreben konnte, blieb im entscheidenden Augenblick, wie er dieses auch auf dem Turfe der Halbwelt zu thun pflegt, etwas zurück.

Ich knüpfe nicht an die Namen „Trichine“ und „Strizzel“, sondern an die Namen „Dante“ und „Swift“ an, wenn ich es bedauerlich finde, daß man nicht auch Namen, die auf anderem Gebiete zur Geltung gekommen sind, als auf literarischem, in den Pferdekalender aufgenommen hat. Warum versucht man berühmte Generale todtzuschweigen, oder gewiegte Diplomaten? Warum gibt man nicht altadeligen Namen, bei welchen man vielleicht schon vergessen hat, warum sie vor fünfhundert Jahren berühmt waren, ein solches Roßrelief, ihnen, die vielleicht einem flinken Schlachtrosse ihren Ruhm verdanken, während Dichter doch in der Regel sich nur auf dem Phantasierosse herumgetummelt haben. Ich wage es nicht, Namen in Vorschlag zu bringen, denn was für einen Shakespeare oder Goethe als Kompliment hingenommen werden muß, würde vielleicht von den Theilnehmern des genealogischen Taschenbuches übel vermerkt werden. Es wäre daher wünschenswerth, daß auch alte Barone, Grafen und Fürsten wie Dante und Swift rennen würden, selbstverständlich dürfte aber bei dem Wettrennen die Durchlaucht keinen Vortritt haben, auch nicht einmal vor dem Baron.

Ich bin übrigens der sichern Ueberzeugung, daß dann einige unserer wackeren Bürger nicht eher ruhig schlafen könnten, bis ein Rennpferd auch ihren Namen führte, und wenn ein Ritter von Soundso zum erstenmale auch als Rennpferd genannt würde, bräche vielleicht der menschliche

Chef der Firma in Thränen der Rührung aus. Ich habe schon viele Hindernisse in meinem Leben überwunden, riefe er aus, ich hätte aber nicht gedacht, daß ich auch einmal in meinem Leben solche „nehmen" würde.

Kein protestantischer Dekan.

(Juni 1868.)

Der Lehrer der Physiologie an der Wiener Universität, Herr Professor Brücke, ist soeben von einem schweren Unglücke heimgesucht worden, das ihn vor etwa 50 Jahren getroffen hat. Damals nämlich war es, wo derselbe mit dem bei Neugebornen leider zur Regel gewordenen Leichtsinn in religiösen Dingen in den Schoß der protestantischen Kirche trat, und in der abgelaufenen Woche hat man ihm aus diesem Grunde nicht gestatten wollen, das Amt eines Professoren-Dekans an der Wiener Universität anzunehmen, zu dem er vorgeschlagen war. Der Herr Unterrichtsminister v. Hasner, welcher sich gerade mit der Frage beschäftigte, warum unsere Universität anderen Universitäten gegenüber so sehr zurückbleibe, soll die Abweisung des Professors Brücke damit begründet haben, daß die Universität einen „katholischen Charakter" habe.

Wenn die Universität ein Kloster wäre, und der genannte protestantische Professor für die Würde eines Priors in demselben vorgeschlagen worden wäre, so hätte sich kaum eine kürzere und schlagendere Antwort ersinnen lassen als die, welche der Herr Unterrichtsminister gegeben hat. Die Universität ist jedoch kein Kloster und der Professor Brücke wird hoffentlich auch so einsichtsvoll sein, nicht die Priorswürde anzustreben. Die Universität ist bekanntlich nichts anderes, als eine „Genossenschaft der Lehrer und Lernenden".

Was die Lernenden betrifft, so haben die klerikalen Organe selbst seinerzeit, als einige ultramontane Professoren von ihren Hörern ausgepfiffen wurden, den katholischen, ja noch mehr, den christlichen Charakter der Wiener Studenten in Abrede gestellt, und dabei an das Gewissen, an den Verstand, und ich glaube sogar an die gute Nase jedes Einsichtsvollen appellirt. Ebenso gehören die Lehrer den verschiedensten anderen Konfessionen an, und der katholische Charakter derselben ist umsoweniger garantirt, als auch die katholischen Lehrer nach den neuen konfessionellen Gesetzen morgen, ohne deshalb ihre Stelle einzubüßen, zu einer anderen Glaubensgenossenschaft übertreten, oder zu ihrer früheren zurückkehren können, so daß der Herr Hofrath Philips wieder Protestant, der Herr Regierungsrath Neumann wieder Israelit würde, um nur gut-katholische Professoren zu erwähnen. Da also weder Lehrer noch Lernende einen ausschließlich katholischen Charakter haben, so hat auch die Genossenschaft der Lehrer und Lernenden, die Universität, keinen solchen, ebenso-

wenig wie die Genossenschaft der Friseure oder der Erzeuger von Damenmiedern.

Oder hat vielleicht die Wissenschaft, welche an der Wiener Universität gelehrt wird, einen katholischen Charakter? Man kann doch, wenn an einer katholischen Universität ein protestantischer Professor der Physiologie die Leiche eines Israeliten seciren, und dabei eine große physiologische Wahrheit entdecken würde, diese gerechterweise nicht für die katholische Physiologie in Beschlag nehmen, nachdem ein Jude das Fleisch und ein Protestant den Geist dazu hergegeben hat!

Endlich tragen ja auch die Gehalte, welche den Professoren der Wiener Universität ausgezahlt werden, keinen katholischen Charakter an sich, wie der Peterspfennig, sondern einen interkonfessionellen, da dieselben aus den Steuern aller Konfessionen entnommen werden. Es kann sogar sehr leicht, da die Steuern, so viel bekannt, nicht nach dem Glaubensbekenntnisse der Steuerzahlenden abgesondert werden, der fatale Fall eintreten, daß in der rechtgläubigen Geldsumme, welche dem Herrn Professor Arndts als Gehalt ausbezahlt wird, der ungläubige Steuergulden eines türkischen Großhändlers sich befindet, während vielleicht an den Banknoten, welche Herr Professor Pachmann erhält, sich Fettspuren befinden, aus welchen ein Cuvier einen Gänsehändler vom „Salzgries“ herauskonstruiren würde.

Nach dem Angeführten sind daher die Wiener Universität und das „katholische Kasino“ in St. Pölten, so sehr dies auch Anstoß erregen mag, dennoch ganz verschiedene Institute, und der katholische Charakter der

Wiener Universität ist wenigstens ebenso zweifelhaft, wie der katholische Charakter der Trottoirs, der Brücken und der Pferde-Eisenbahn in Wien. Diese gehören nun glücklicherweise nicht in das Ressort des hohen Unterrichtsministeriums, und die Inhaber von Tramway-Aktien können vorläufig noch mit Ruhe der Zukunft entgegen sehen, es müßte denn nächstens der Herr Bürgermeister Zelinka, etwa bei Gelegenheit der Kandidatur eines nicht-unirten Griechen um das Amt eines Straßenkehrers, die feierliche Erklärung abgeben:

Alle Achtung vor den Ketzern, aber die Kommunikation in Wien hat einen katholischen Charakter.

Der Herr Unterrichtsminister ist, wie man hört, eine versöhnliche Natur, er will keinen Konflikt heraufbeschwören, und denkt vielleicht: Was liegt dem Professor Brücke daran, Dekan zu werden, da er weiß, daß ihm nach den konfessionellen Gesetzen nichts im Wege steht, es augenblicklich zu werden.

Man muß die Bischöfe, welche schlecht auf die neue Aera zu sprechen sind, besänftigen und die Katholisch-Erklärung der Universität ist ein kleiner Versöhnungsvorschuß, den man ihnen gibt.

Ein ultramontaner Friseur.

(Juli 1868.)

Die ultramontane Partei hat als ihren Kandidaten für die durch Mühlfeld's Tod erledigte Stelle eines Landtags-Abgeordneten den Friseur Herrn Joseph Feßl bestimmt.

Erst in der vorigen Woche hat die Wiener-Zeitung die Nachricht gebracht, daß Herr Feßl den päpstlichen Gregor-Orden erhalten habe, ohne jedoch hinzuzufügen, ob ihm derselbe für seine Verdienste im Frisiren oder für seine Bemühungen um die Religion verliehen worden sei, ob er vielleicht mit einer Kraftpommade Wunder bezüglich des Nachwuchses von Haaren gewirkt, oder ob er durch unverdrossenen langjährigen Eifer im Scheeren von Tonsuren sich Verdienste um die Kirche erworben. Eingeweihten hingegen war es bekannt, daß der genannte Ritter ein treuer Knappe des Severinus-Vereins war, jenes Vereins, in dessen religiösen Meetings bekanntlich minder zurechnungsfähige Staatsbürger einander durch gegenseitigen Gedankenaustausch zu übervortheilen trachten.

Es ist nach der gegenwärtigen Sachlage nicht unwahrscheinlich, daß dieser bußfertige Haarkräusler in die politische Arena hinabsteigen werde und ich habe daher ein leicht begreifliches Interesse gehabt, diesen Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Nach einer längeren, jedoch unbeschwerlichen Wanderung durch mehrere belebte Straßen bog ich in die beschauliche Kölnerhofgasse ein und hier fiel mir sogleich eine Laterne auf mit einem schwarzen: „Friseur" auf weißem Grunde — Schild und Wappen unseres Gregors-Friseurs. Schon das Aeußere des Ladens zeigte nichts von jener Weltlichkeit, durch welche andere, weniger auf ihr Seelenheil bedachte Friseure der Sinnenlust des P. T. Publikums zu fröhnen suchen. Hier war keine „englische Kopfbürstmaschine" annonzirt, die ja der Syllabus mit seiner Verdammung aller Neuerungen jedem gut katholischen Friseur verbietet; keine Löwen-, Bären- und Rindermark-Pommade in dem Auslagekasten zeugte davon, wie der Menschengeist es sündig weit gebracht, und nur einige wenige ernste Perrücken, das Stück zu fünf Gulden, mahnten den Beschauer an die Hinfälligkeit alles menschlichen Haares.

Während die Auslagekasten anderer sündigen Friseure von den Büsten eleganter Herren und Damen bevölkert werden, welche den Beweis liefern, wie eine geniale Frisur selbst einem ausgesprochenen Schafskopfe einen gewissen Nimbus zu geben vermag, war hier nur die Büste eines einzigen schlicht frisirten Jünglings zu sehen, dessen keuscher Busen in einen wohlfeilen blauen Stoff gewickelt war und der das Auge mit stiller Andacht in Ermanglung des Himmels gegen die Decke richtete, während auf seinen Lippen das Gelübde des ewigen Nichtssagens zu schweben schien.

Auf der oben erwähnten Laterne stand noch die einfache Anzeige: Haarbrennen 20 kr., Rasiren 10 kr. Ich

glaube kaum, daß die Friseure der ersten Christen wohlfeiler rasirt und frisirt haben würden.

Sollte ich es wagen, einzutreten? mein Herz pochte, ich trat ein. Als ich aufblickte, fand ich mich in einer ziemlich dunkeln Zelle. Der Thür gegenüber hing ein Marienbild mit einem ewigen Lämpchen davor; ein Tisch, ein Spiegel und ein Krug waren das einfache klösterliche Ameublement der ultramontanen Frisirzelle; Wurzeln und Kräuter waren nicht zu sehen, ebensowenig ein Todtenkopf und Knochen oder sonst beliebte Utensilien frommer Einsiedler. Einige Stücke Wachspommade belebten die biblische Landschaft.

War der Herr, welcher sich jetzt von einem harten Stuhl erhob, mich zu bewillkommnen, ein Kapuziner? Nein, der Kamm, welchen er in der Hand trug, sprach dagegen.

Mir ward in der Eremitenklause, die überall Entsagung predigte, bänglich zu Muthe, es zog mich wieder zur Thür hinaus zu den Freuden der Straße. Doch der Schutzgott der Feuilletonisten wird auch mich nicht verlassen, ich faßte mich daher, und wünschte einen guten Abend. „Mit was kann ich dienen?“ fragte der Klausner mit milder Stimme. Mir lag auf der Zunge zu antworten: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Euer Heiliggeboren!“ aber ich bezwang mich, und stotterte: „Kann man vielleicht hier auch frisirt werden?“ Mit einem Lächeln, das Nachsicht gegen menschliche Schwächen verrieth, rückte mir der fromme Ritter des heiligen Gregor einen Stuhl näher, warf mir ein leinenes Büßergewand um die Schultern, und pflanzte sich hinter mir auf.

Jetzt erst, mit Zuhilfenahme des Spiegels, vor dem ich saß, wagte ich es, den Rittersmann, der mir eben hinten das Haar scheitelte, näher zu betrachten.

In seinem Gesicht, obwohl es voll und breit war, lag etwas Leidendes — vielleicht hatte er unmittelbar vorher eine Rede im Severinusverein angehört. Sein dünner, am Kinne ausrasirter Bart, bot keine bemerkenswerthen Details. Er trug Brillen und diese, seine hohe Stirne wie die braune Perrücke, ließen mich eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem bekannten Professor des Kirchenrechts, Pachmann, von dem er sich jedoch durch ein gesittetes Betragen vortheilhaft unterschied, mit Vergnügen erkennen. Es lag etwas Weihevolles in der Art und Weise, wie dieses geschätzte Mitglied des Severinus-Vereins den Akt des Frisirens an mir vornahm, so daß ich in einem Anfalle innerer Erbauung fast versucht war, ihm die Geschichte von den drei Ringen aus „Nathan dem Weisen" vorzudeklamiren.

Während ich unverwandt in den Spiegel blickte, glaubte ich zu bemerken, wie die Züge des frommen Mannes einen großinquisitorischen Charakter annahmen, und plötzlich, während ein grausames Arbueslächeln um seine Mundwinkel spielte, faßte er mich bei den Haaren und erklärte trocken:

„Das Beste wird sein — ich brenne Sie."

Mir war es, als müßte ich unvorbereitet, ungekämmt und ungebürstet auf einen Scheiterhaufen steigen, um ein Autodafe mit meiner Gegenwart zu verherrlichen, und in meiner kindischen Angst rief ich anstatt: „O Herr der Heerschaaren, steh' mir bei! — O Herr der Haarscheeren, steh' mir bei!"

„Ich danke verbindlichst," antwortete ich, nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen war, „ich lasse mir das Haar nicht brennen, ein Unglück ist schnell fertig."

„Darf ich das Haar etwas schmieren?" fragte er salbungsvoll.

„Es wird mir ein Vergnügen sein", erwiderte ich, beruhigt aufathmend.

Ich war frisirt, ich griff mit der Hand nach meinem Scheitel, um zu fühlen, ob mir nicht dieser ultramontane Friseur hinterrücks eine Tonsur geschoren hatte und warf einen Blick in den Spiegel, der mich überzeugte, daß meine Frisur mir eine auffallende Aehnlichkeit mit dem andächtigen blauwollenen Jüngling im Auslagekasten gab. Ich zahlte, überschritt gerne die Taxe um einige Peterspfennige und stürzte ins Freie.

Das Gebetsgeschäft.

(Juli 1868.)

Die großen Erfolge, welche mehrere Vereine und Gesellschaften in neuerer Zeit errungen, lassen die „Gründer" nicht schlafen, und so haben wir in dieser Woche das Entstehen eines neuen Vereins in Wien zu verzeichnen, des „Gebetsvereines zur Erlangung priesterlicher Beharrlichkeit". Nach dem vorgenommenen Skruti=

nium erschienen der Apostel Johannes, der Bischof von Sales und Johann von Nepomuk zu Schutzpatronen gewählt. Neben diesem Konsortium fördert die Vereinszwecke noch ein Protektor, und zwar der Herr Kardinal Rauscher, welcher das ihm angetragene Protektorat bereitwilligst angenommen hat.

Der Herr Kardinal, welcher die Macht der öffentlichen Meinung nicht unterschätzt, hat selbst die Feder ergriffen, um für den jungen Verein journalistisch Propaganda zu machen, und in dem Vereinsorgane, dem „Volksfreund", der für die Wahrung der kirchlichen Interessen seit Jahren mit seiner ganzen Geistesschwäche eintritt, einen Hirtenbrief über die Bedeutung des Gebetes veröffentlicht. Dieser Hirtenartikel, obwohl von einem der Hauptbetheiligten ausgehend, hat doch einen guten Eindruck gemacht. Die Einzeichnung soll in Folge desselben eine sehr lebhafte gewesen sein, und man spricht davon, daß gleich am ersten Tage vier alte Weiber allein mit einer Gesammtsumme von dreihundertzweiundsiebenzig Jahren dem Vereine beigetreten seien.

In dem erwähnten Journal-Artikel verdient die äußerst geschickte Mache vor Allem lobende Erwähnung. Man sieht, daß der Verfasser ein tüchtiger Fachmann ist und alle Nuancen der Gebetsbranche genau inne hat. Dabei befleißt er sich jener langweiligen Trockenheit, welche dem Laien so unausstehlich ist, die aber der praktische Geschäftsmann wohl zu schätzen weiß. Ein versirter Betbruder, welcher diesen Hirtenbrief las, rieb sich vor Vergnügen über dessen Inhalt die Hände, während ich,

der ich von Geschäften allerdings nichts verstehe, denselben mit den ärgerlichen Worten weglegte:

Wahrhaftig, ein Frachtbrief ist amüsanter zu lesen.

Der Herr Erzbischof von Wien hat dem Gebete eine neue Seite abgewonnen, eine durch und durch moderne, eine wirthschaftliche Seite nämlich, indem er an die Spitze seines Elaborats die Behauptung stellt: „Zu den wichtigsten Geschäften des Lebens gehört das Gebet!"

Hienach nimmt das Gebet eine hervorragende Stelle in der menschlichen Arbeit ein, das Beten wird ein Beruf, der Betende ein Geschäftsmann. Eine Betschwester wird jetzt nicht mehr das lächerlichste und nutzloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden sein, sondern eine wackere Geschäftsfrau; die Wallfahrten werden nicht mehr religiöse Landpartien sein, sondern wichtige Geschäftsreisen, und wenn Jemand nach einem Diner, während der schwarze Kaffee servirt wird, dem Hausherrn gegenüber die Erklärung abgibt: „Ich bitte um Entschuldigung, ich komme gleich, ich habe nur ein Geschäft zu verrichten!" darf der Wirth der Vermuthung Raum geben, daß die fromme Seele ein Dankgebet für genossene Speise und Trank verrichten will.

Ferdinand Kürnberger sagt in seinem Roman „Der Amerikamüde" von den Amerikanern, um deren Geschäftsgeist zu kennzeichnen: „Jedes Haus ein Markt, jedes Wort ein Geschäft." Nach der mit solcher Entschiedenheit ausgesprochenen Versicherung des Herrn Kardinals dürfen wir dasselbe von jedem unserer Bethäuser und von jedem Worte, das in denselben gesprochen wird, unbedenklich sagen. Jemand, der Erkundigung über zwei Brüder ein-

zieht, welche ihm als sehr reelle Betbrüder gerühmt wurden, erhält möglicherweise die Auskunft: Der ältere Bruder, der Peter, ist ein Schlappschwanz, er ist wohl unermüdlich thätig, und ist Tag und Nacht auf den Knieen, aber er kommt trotzdem nicht vorwärts, es fehlt ihm jeder Geschäftsgeist; der jüngere Bruder dagegen, der Paul, geräth ganz seiner Frau Mutter nach, er ist ein äußerst routinirter Betbruder und schlägt alle seine Konkurrenten aus dem Felde.

Ein Betbruder braucht jetzt kein Bedenken zu tragen, seine Betstube ein „Etablissement“ zu nennen, und etwa zu erzählen, daß er dasselbe vergrößert habe, indem er gegenwärtig mit zwei Betstühlen „arbeite“. Auch ist es nunmehr ganz stylgerecht, zu fragen: Wo geben Sie Ihre Aufträge an den lieben Gott in Kommission? und etwa zu antworten: Bei den Kapuzinern, sie sind sehr koulant und sehr prompt.

Ich glaube, es kann auch kein ernstlicher Zweifel darüber sein, zu welchen Geschäften das Beten gehöre, obwohl der Herr Kardinal sich hierüber nicht deutlich ausspricht, und generell sagt: „zu den wichtigsten Geschäften“. Das Beten ist eben in der Regel eine Handarbeit, und man wird daher nicht fehl gehen, wenn man das Gebet in die Manufaktur-Geschäfte einreiht. Selbstverständlich wird es auch hier Detailisten und Grossisten geben, und der Severinus-Verein wird für die Betbrüder das sein, was das Gremium der Großhändler für die Kaufleute ist. Von den Bettlern, welche betend von Thür zu Thür wandern, wird man sagen, daß sie ein Hausirgeschäft betreiben.

Wenn ein Buchhalter, welcher Mitglied der h. Michaels-Bruderschaft ist, von seinem Chef darüber zur Rede gestellt werden sollte, daß er regelmäßig zu spät ins Komptoir komme, so wird er darauf hinweisen, daß er sich in der Kirche verspätet habe und salbungsvoll hinzufügen: Zuerst das Geschäft und nachher das Vergnügen!

Die Steuerbehörde aber mit ihrem regen Sinn für alles Steuerbare ist im Stande und erklärt ohneweiters: Nachdem das Gebet ein Geschäft ist, müssen wie alle Geschäftsbücher auch die Gebetbücher gestempelt werden! Der Herr Pater Donin, welcher in einer Offizin bei „frommen Hirten“ bisher „mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirrten“, ein Gebetbuch erscheinen ließ, dick und wunderbar, muß dann in Folge des Steuerdruckes vielleicht gar die Arbeit einstellen; es müßte nur sein, daß er, was dem ehrwürdigen Herrn jedoch nicht zugemuthet werden kann, das Aerar hintergeht, und um seine Betbücher der Stempelpflicht zu erziehen, diese mit dem Titel „Neuestes Kochbuch“ versieht.

Träte diese Verkleidung eines Betbuches als Kochbuch, die ich nur für möglich halte, wirklich ein, so ließe sich der Fall denken, daß eine Köchin, welche in einem lobenswerthen Drange, die neuesten Forschungen der Wissenschaft auf dem Gebiete des „eingemachten Kälbernen“ kennen zu lernen, ein Kochbuch zu kaufen beabsichtigt, das unter dem Pseudonym eines Kochbuchs sich verbergende Gebetbuch erhält, und leider zu spät statt des Rezepts für Saucen ein Gebet gegen Magenbeschwerden findet.

Vom 3. deutschen Bundesschießen.

(August 1868.)

Die Furcht des Zentral-Komités des deutschen Bundesschießens war ungegründet, es ist nichts Feuergefährliches gesprochen worden, und es brauchte kein heißblütiger Redner zur Ruhe trompetet zu werden. Die rothe Republik ist nicht proklamirt worden und der Herr Dr. Kopp nicht in die fatale Lage gekommen, sich entscheiden zu müssen, ob er Ansprüche auf den Präsidentenstuhl der deutschen Freistaaten oder auf den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse erheben solle. Wenn nicht glücklicherweise die Kellner geputscht hätten, so wäre das große deutsche Verbrüderungsfest sogar ohne Polizei-Kommissär verlaufen! Es hat die loyalste Begeisterung geherrscht, die Toaste athmeten Ruhe, Ordnung und Sicherheit, und wenig hätte gefehlt, so wäre auch der offiziellen Wiener-Zeitung ein dreispaltiges Hoch gebracht worden.

Ein Regierungsrath, der schon unter dem letzten deutschen Kaiser, dem Kaiser Franz, Praktikant bei der Buchhaltung war, erklärte, daß die Herren nur das wiederholten, was er bereits in den Zwanziger-Jahren behauptet habe, daß nämlich jede Regierung gut, die österreichische Regierung aber die beste sei.

Nur der Herr Nordbahn-Direktor Kuranda nahm zu seinem Toaste einen Becher mit Wermuth und vertrat die elegische Seite der Sache mit gewohnter Geschicklichkeit. Er war beredsam wie immer, doch einmal im Feuer der Begeisterung vergaloppirte er sich und sprach von „unserer theuren Schweiz“ statt von unserer theuren Nordbahn. Mit Thränen auf der Zunge bedauerte er es, daß die theure Schweiz sich von Oesterreich losgerissen habe, denn wenn nicht Tell von seines Knaben Kopfe den Apfel, welchen die kompetente k. k. Behörde hinaufgelegt hatte, heruntergeschossen hätte, so würde die theure Schweiz noch heute von böhmischen Beamten regiert, der dicke Patriot in Wiener Mundart, Herr Anton Langer, wäre stolz auf den vaterländischen Schweizerkäse und würde rufen: Sollen's uns nachmachen! Die Schweizer Millionäre würden in dem goldenen Buche unserer Steuerlisten als glückliche Steuerzahler eingetragen sein, und die Schweizer Kühe würden mit den Gmundener Salinen die Ehre theilen, zu den unerschöpflichen Hilfsquellen Oesterreichs gerechnet zu werden.

Mit der ganzen Einfalt unserer Schweizer Urväter stellte sich auch Herr Kuranda gleich zu Beginn seiner Rede bescheiden als „einen Mann aus Wien“ vor, wie man etwa von einem Mann aus dem Zillerthale spricht und nicht von einem Nordbahndirektor aus dem Zillerthale, oder einem Ritter des Leopold-Ordens aus dem Zillerthale, oder einem Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde aus dem Zillerthale, damit ich beiläufig auf einige der Würden aufmerksam mache, welche diesen Mann aus Wien bekleiden.

Nachdem sich Herr Kuranda nur als einen Mann aus Wien, also von seiner unbedeutendsten Seite präsentirt hatte, warf er, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, zum Schlusse seiner Rede dieses schlichte Inkognito ab, indem er durchschimmern ließ, daß er nicht ein gewöhnlicher Mann aus Wien sei, sondern ein ganz besonderer Mann aus Wien, kein Dutzend-Wiener, sondern ein Millionen-Wiener, er erklärte nämlich „im Namen von Millionen gleichgesinnter Männer", daß wir fest entschlossen seien, unser gutes Recht auf die „Zusammengehörigkeit" mit Deutschland zu wahren.

Es stehen also Millionen hinter Herrn Kuranda, wenn er den Wiedereintritt Oesterreichs in Deutschland verlangt, und Herr Kuranda steht hinter Millionen, wenn es deshalb zu neuem Kampfe kommen sollte!

Auf den Schmerzensschrei des Mannes aus Wien über die Losreißung der Schweiz antwortete ein Mann aus Schwyz. Er nahm die Schweiz gegen die treue Anhänglichkeit des Herrn Kuranda in Schutz und bat diesen in schlichten Worten um Entschuldigung, daß die Schweiz sich die Freiheit genommen habe, sich die Freiheit zu nehmen. Als dieser einfache Mann erklärte, wie es die Schweizer angefangen hätten, frei zu sein, und daß sie vor Allem „ihre Ideen aller Welt offen ins Gesicht gesagt" hätten, gab der Dr. Kopp dem Trompeter einen Wink, sich bereit zu halten, um etwa laut werdende Ideen auf seinem Blas-Instrumente zu begleiten. Glücklicherweise standen die Ideen nicht auf dem Tagesprogramm und es wurden daher aller Welt solche für diesmal nicht ins Gesicht gesagt. Nur Herrn Kuranda kam

eine glückliche Idee, die er aller Welt offen ins Gesicht sagte:

Er wünschte gute Nacht und empfahl sich und die wackeren Bundesschützen verfielen in den seligen deutschen Bund und schliefen ruhig bis zum späten Morgen.

Auch die Wiener Studentenschaft hat sich an dem dritten deutschen Bundesschießen oratorisch betheiligt. Unter den mehr oder weniger gelungenen Reden verdient nur der Toast Erwähnung, welchen ein studierender Jüngling sprach, und den zwar nur Wenige hörten, Keiner aber verstand. Nachdem der Redner dem versammelten Publikum von sich und anderen Unmöglichkeiten gesprochen hatte, stellte dieser „Wortführer der deutschen Jugend," wie er sich nannte, in Gegenwart der anwesenden Söhne Germania's die Behauptung auf, daß diese noch eine — — Jungfrau sei. Ob hiemit ein Hieb auf Herrn v. Bismarck beabsichtigt war oder auf die Germania selbst, die durch jene Behauptung aus dem Rollenfache der jugendlichen Mütter in das der alten Jungfern übersetzt wurde, ist bei der babylonischen Phrasenverwirrung, welche in der Rede dieses dritten deutschen Bundesschwätzers herrschte, nicht klar geworden.

Dem Vernehmen nach schreibt dieser Wortführer der deutschen Jugend auch Theaterkritiken für ein Wiener Journal. Verstehen es unsere Bühnen-Aspasien, sich mit diesem Ehr-aufschneider zu verhalten, so wird er ihnen, wenn auch nicht Lorbeerkränze doch Jungfernkränze um das Haupt zu winden unternehmen.

Doch die Schützen sind fort, der Prater ist wieder aus Deutschland ausgeschlossen, und unser braver Bürger-

meister wird nach und nach den heftigen Enthusiasmus los werden, den er sich in der Schützenhalle zugezogen. Wie alle k. k. österreichischen Weltbegebenheiten hat auch das Schützenfest mit einem Defizit geendet; was liegt daran, der vierzehntägige Sommernachtstraum von unserer „Zusammengehörigkeit“ mit Deutschland ist damit nicht zu theuer bezahlt. Herr v. Beust hat es als unsere Aufgabe bezeichnet, „die Fühlung mit Deutschland“ zu erhalten. Ueberflüssige Mahnung! Unser eingeborner Dichter Waldstein hat erst in der vorigen Woche wieder einen koburg'schen Orden erhalten.

Trotz der zahmen Rede des Reichskanzlers, nach welcher uns Deutschland gegenüber die Mission einer besonnenen Gartenschnecke zufiele, sind die Ungarn wüthend über Herrn von Beust hergefallen; sie verlangen, daß wir unsere Fühlhörner nicht nach Deutschland, sondern nach Ungarn ausstrecken, und drohen, daß sie uns sonst von sich befreien und einen Welttheil für sich bilden wollen.

Der Naplo brachte diese Drohung und die arme Wiener-Zeitung erschien am nächsten Morgen ganz blaß gedruckt; aber der Kummer hat sie sprachlos gemacht und sie hat nichts erwidert.

Die neue Kreuzersteuer.

(August 1868.)

Wenn auch die Flugmaschine bis jetzt nicht erfunden und die Regierung daher leider noch nicht in den Stand gesetzt ist, in den Wolken Steuerämter zu errichten, so muß man doch zugeben, daß ihr wenigstens auf Erden nichts Steuerbares entgeht.

So sind wir in dieser Woche wieder mit einer neuen Steuer überrascht worden, bei welcher ich es gleich im vorhinein freudig hervorheben will, daß nunmehr auch dem Aermsten das Vergnügen des Steuerzahlens zugänglich gemacht ist. Von jetzt an muß nämlich Jeder, der als Passagier der Pferdebahn sein Fortkommen sucht, eine zierliche kleine Steuer von einem Kreuzer Oe. W. entrichten. Unter günstigen Umständen, wenn nämlich ein ziemlicher Zudrang zu der Pferdebahn stattfindet, kann so eine Summe von fünf bis sieben Gulden täglich in den Staatssäckel fließen. Niemand wird wohl erwarten, daß der Staat mit diesem Betrage etwa seine Schulden zahlen solle, doch bleibt dieser immer ein hübsches Nadelgeld für den Staat, er kann sich dafür gewisse kleine Bequemlichkeiten verschaffen, z. B. einen Hofrath pensioniren.

Es ist zwar nicht vorauszusetzen, daß diese Steuer umgangen werden wird, indem etwa einige illoyale Staats-

bürger, die bisher mit der Pferde-Eisenbahn zu fahren gewohnt waren, sich, um der Steuerpflicht zu entgehen, Equipagen anschaffen werden. Würde aber dennoch zu einem so unlauteren Mittel gegriffen werden, so bleibt der Regierung noch immer das Aushilfsmittel, daß sie dann auch das Fahren in einer Equipage mit einem Kreuzer Oe. W. besteuert. Es mag zwar Manchem hart erscheinen, daß so der unschuldige Equipagen-Besitzer mit dem schuldigen Passagier der Pferdebahn leiden muß, aber in Steuersachen hört die Gemüthlichkeit auf. Allerdings bliebe den schlechten Patrioten noch ein anderer, ziemlich ordinärer Ausweg, sich dieser Besteuerung zu entziehen, nämlich — zu Fuß zu gehen, man darf aber überzeugt sein, daß der Gewinn, welcher hiedurch dem Aerar entginge, durch die wachsende Steuerkraft der dann vollauf beschäftigten Schuster reichlich hereingebracht würde.

Was war bisher ein Kreuzer? Ein kleines verächtliches Stück Kupfer, für das kein Bäcker Brod verkaufte, kein Tabaktrafikant eine Zigarre, für das der Bettler, dem man es schenkte, kaum dankte. Und nun kommt das Steueramt mit seiner durchdringenden Beobachtungsgabe und entdeckt, daß diese so lange für werthlos gehaltene Münze ihrem Besitzer eine der edelsten Kräfte verleiht: die Steuerkraft; der lumpige Kreuzer avancirt zum Steuerkreuzer und der dunkle Ehrenmann, der ihn besitzt, zum Steuerzahler. Jeder Lehrjunge, der ein paar Stiefel auf dem Tramwege in die Vorstadt bringt, kann jetzt emphatisch ausrufen: Wir Steuerzahler!

Wer wagt es jetzt noch, in Oesterreich über den Steuerdruck zu klagen, wir haben die kleinste Steuer, die

in der zivilisirten Welt vorkommt, die Kreuzersteuer, eine kleinere ist nicht mehr möglich, es müßte nur die Haselnuß-Steuer eingeführt werden oder gar — eine Steuer auf Ehrenwort.

Bedenklich ist nur das Eine, daß der „außerordentliche Zuschlag" — die Steuer, welche man bekanntlich für das Steuerzahlen entrichtet — bei dieser Kreuzersteuer nicht durchgeführt werden kann, es wäre denn, daß man, um das Prinzip des Zuschlages zu retten, eine Pflaume oder eine Prise Tabak oder ähnliche Werthgegenstände als Zuschlag gelten ließe, oder eine Kreuzersteuer-Zuschlagsscheidemünze mit dem Nominalwerthe eines Zehntelkreuzers prägen würde.

Man hat sich von vielen Seiten gegen dieses artige harmlose Steuerchen ausgesprochen, und es wäre gewiß Sache der „Wiener Abendpost", hier mit gewohnter überflüssiger Schlagfertigkeit eine Rechtfertigung zu versuchen. Eine solche kann in dem vorliegenden Falle gewiß nicht schwierig sein, und ich schlage die nachfolgende vor: „Es gibt wol Nergler, kleinliche Naturen, welche jeden Schritt der Regierung zu bekritteln versuchen, denen in ihrem Hochmuthe einerseits kein Anlehen von hundert Millionen hoch genug ist, um es nicht in den Staub zu ziehen, und die andererseits in ihrem Kleinmuthe sich doch nicht einmal über eine Steuer von einem Kreuzer zu beruhigen vermögen.

Von Leuten dieses Schlages, über deren böswillige Tendenzen wir hier kein Wort verlieren wollen, ist die Frage aufgeworfen worden, mit welchem Rechte die Regierung die neue Kreuzersteuer, welche, nebenbei bemerkt,

sich bereits einer großen Popularität erfreut, einhebe; ob sie etwa in Zukunft die Entgleisungen der Pferdebahn verhindern, oder ob sie dafür sorgen werde, daß jeder Passagier einen Platz bekomme, oder endlich, ob sie die Spaziergänger vor dem Ueberfahrenwerden schützen wolle. Solchen leichtfertigen Fragen gegenüber muß bemerkt werden, daß es wol die Regierung nicht zu kümmern habe, ob der Herr Hinz oder Kunz um ein Stündchen früher oder später ins Bierhaus komme, und man wird ihr auch gerechterweise bei der Theuerung aller Lebensbedürfnisse (das Pfund Rindfleisch kostet, da wir diese Zeilen in Druck geben, 36 Kreuzer!) nicht zumuthen wollen, für Einen Kreuzer Oesterreichischer Währung das Leben des ersten Besten zu garantiren.

Die neue Steuer hat vielmehr, wie wir aus unserer besten Quelle versichern können, sogenannte höhere Zwecke und ihre Absicht ist nur, den Staatsbürger auf eine möglichst schmerzlose Weise nach und nach zum kräftigen Steuerzahler zu erziehen. Die Regierung ist hiebei der Zustimmung aller Vernünftigen und Pädagogen gewiß.

Sowie jeder Oesterreicher bisher mit Gut und Blut für sein Vaterland eingestanden ist, wird er auch in Zukunft mit seinem Kleingeld und Blut für das Vaterland einstehen:

Ein Künstlerbanket.

(September 1868.)

Die Zeiten erscheinen vielleicht Manchen zu ernst, als daß man vom Mittagmalen reden dürfte; und doch will ich darüber sprechen, nicht etwa, daß ich die Zeiten weniger ernsthaft nehme als Andere, sondern weil ich der Ansicht bin, daß das Mittagmalen in unserer Zeit ein sehr ernsthafter Gegenstand geworden ist. Man lese einmal die Wiener-Zeitung und vergleiche damit die Toaste, welche der Herr Reichskanzler bei verschiedenen Banketten gehalten hat, und ich bin überzeugt, daß man aus den letzteren viel mehr von den großen politischen Absichten Sr. Exzellenz erfahren wird, als aus dem offiziellen Blatte. Ich will damit nicht die Wiener-Zeitung um ihren Kredit bringen, ich möchte nur meiner Ansicht von der ernsten Bedeutung des Mittagsessens etwas Kredit verschaffen.

Gedächtnißschwache erinnere ich an die vielen Bankette in jüngster Zeit, bei welchen wir nicht blos politische Tagesfragen behandeln, sondern vollständige Programme entwickeln gehört haben, und man wird zugeben müssen, daß die Diners Pflanzstätten politischer Bildung geworden sind. Unlängst sprach Herr v. Beust, während Aller Augen auf die Bratenschüssel gerichtet waren, von

unserem Verhältniß zu Deutschland; nächstens kann der Herr Finanzminister, während die Gemüse unter der Last der Auflagen seufzen, uns die Ausschreibung neuer Steuern verkünden, und wenn den Czechen Zugeständnisse gemacht werden sollten, werden wir jedenfalls vorher bei dampfenden Schüsseln davon unterrichtet werden.

Man wird vielleicht junge Herren, welche sich der diplomatischen Carrière widmen wollen, zu ihrer Ausbildung nach Wien mittagmalen schicken, und in der Biographie eines großen Staatsmannes lesen wir möglicherweise noch einmal, daß er eine ausgezeichnete Schule durchgemacht, daß er nämlich schon als Jüngling mit den größten Staatsmännern seiner Zeit zusammen gegessen habe.

Der Herr Ackerbauminister Graf Potocki hat in dem Banket, welches zu Ehren der deutschen Landwirthe in dieser Woche gegeben wurde, es als das Verdienst des Herrn Reichskanzlers hervorgehoben, daß er das Ministerium für Ackerbau kreirt habe. Wenn die Bedeutung der Bankette einmal recht gewürdigt und die Einsicht in deren Wichtigkeit eine allgemeinere sein wird, können wir ein Banket der deutschen Gästebewirther erleben, bei welchem ein Herr im schwarzen Frack auf den Herrn Reichskanzler als denjenigen hinweisen wird, der das Ministerium für öffentliche Malzeiten geschaffen habe, und Se. Exzellenz dankt gerührt mit der Versicherung, daß ihm das öffentliche Wohlessen stets am Herzen liegen werde.

Unter solchen Umständen wird es dahin kommen, daß die Politik eine Hilfswissenschaft der Gastronomie werden

wird. Man wird dann von einem tüchtigen Gastronomen Auskunft darüber erwarten dürfen, ob eine warme Rede vor oder nach dem Braten servirt werden muß, ob bei einem garnirten Rindfleisch die Entschuldigung eines Redners, daß er nicht — gefaßt sei, aufgetragen werden könne, und ob es zweckmäßiger sei, die deutsche Einheit herumzureichen und den Champagner kalt zu stellen, oder den Champagner herumzureichen, und die deutsche Einheit kalt zu stellen.

Leider muß man aber gestehen, daß das öffentliche Mittagessen, was es an politischer Bedeutung gewonnen, an kulinarischem Werthe verloren hat. Es ist das eine traurige Thatsache, die konstatirt werden muß. Die Wirthe nützen es aus, daß man mit den Zweckessen nicht mehr Essenszwecke verfolgt, sie neigen sich der Ansicht zu, daß der gute politische Zweck die schlechten Nahrungsmittel heilige, und nur die Rechnung ist stark, das Fleisch aber schwach, sehr schwach.

Voltaire hat Paris das Gehirn der Welt genannt; Wien hätte, ohne der Unbescheidenheit geziehen zu werden, den Bauch derselben für sich in Beschlag nehmen können. Wir haben es jedoch versäumt, diesen Ehrenplatz einzunehmen, und nun ist es zu spät. Die elende Kost der jüngsten Bankette hat den Nimbus, welcher während der Backhendl-Aera um unsere Küche gestrahlt hat, für immer erlöschen gemacht.

Mir graut, wenn ich mich an das Banket erinnere, welches der Gemeinderath der Stadt Wien in dieser Woche den deutschen Künstlern gegeben hat! Ein grauer Himmel weinte über den Lokalitäten der k. k. Gartenbau-

Gesellschaft. Ich trat mit den kühnsten Erwartungen ein, denn schlechtes Wetter ist ja der schönste Hintergrund für ein Bankett. Sah ich doch in eine ideale Landschaft hinein, in der gebratene Rebhühner flogen, und wo in dunklen Rehschlegeln Goldorangen glühten, ich sah gesottene Schille in holländischen Saucen plätschern, und gemästete Fasane über Kompothügel dahinziehen. Wie bald wurde ich enttäuscht, als ich zu den Tischen trat, und die öden Stillleben darauf sah, die hier melancholisch ihrer Dessertentpuppung harrten.

Ach, diese müden, im Dienste ergrauten Chocoladekrapfen!

Oben im Orchester wurde jetzt Wagner's „Tannhäuser"-Ouverture gespielt. Eine schöne Zukunft, dachte ich, zu der ihr hier Musik macht! Da sah ich plötzlich vor mir den Teller gefüllt, ein rauher Septemberwind hatte herbstlich dürres Laub in meine Suppe gestreut — — in der Menusprache wurde das Juliennesuppe genannt.

Nach der Suppe trat eine lange Pause ein, die ein Herr mir gegenüber dazu benützte, eine historische Skizze aus der Zeit des Abfalls der Niederlande zu entwerfen. Namentlich Egmont war zum Sprechen getroffen, allerdings aber hatte der Künstler hinlänglich Muße zur Ausführung desselben gehabt. Man sah, daß Egmont sein trauriges Los ahnte, — da wurde Gänseleber servirt, eine oberflächlich hingekleckste Skizze der Leber einer asketischen Gans. Sie schmeckte nach Kolophonium, was mich aber nicht wunderte, denn der Sherry, welchen ein Kellner mit malitiösem Lächeln dazu reichte, war reiner Theater-

sherry, Sherry für die vierte Galerie, Zuckerwasser für die Eingeweihten.

Wieder trat eine unheimlich lange Pause ein. Ich fragte meinen Nachbar, um ihn zu trösten, ob er „Ugolino" gelesen habe, und erzählte ihm, daß ich eine Geschichte wisse, deren Held durch vierzehn Tage nichts zu sich genommen hatte, und doch nicht verhungert war. Mein armer Freund dankte mir mit einem matten Lächeln für meinen guten Willen. Ich rief nach einem Kellner, mit einem „ich bitte gleich" entzog er sich auf eine halbe Stunde meiner Gesellschaft. Da erschien endlich, und das Orchester fiel dazu mit heiteren Tanzweisen ein, das so lange verloren geglaubte Roastbeef. Roastbeef? Erbärmliche Menulüge! Die Sprache des Menu ist wahrhaftig dazu da, um die Speisen zu verbergen. Ich habe noch nie einen Ochsen mit so unzureichenden Fleischmitteln ein Roastbeef spielen gesehen.

Neuerdings trat die mehrfach erwähnte beängstigend lange Pause ein. Doch ich male zu schwarz, diesmal nicht beängstigend, die Zeit ließ ja über die traurige kulinarische Vergangenheit Gras wachsen, welches auch wirklich mit Croquettes als Auflage servirt wurde. Ich stützte das Haupt in die Hand, und horchte den Klängen Gounod'scher Musik. Das waren die bekannten Weisen aus „Romeo und Julie". Der Mond geht auf, aus den Büschen klingen berauschende Liebeslieder, über den Balkon neigt sich die schöne Julie, und unten harrt Romeo. Die Liebenden plaudern zu lange. War das die Lerche oder die Nachtigall? Nein, es ist ein ganz elender Kapaun, der mich aus meinen Träumen weckt!

Wieder verschwinden die Kellner von dem weiten Plan, an dem Ministertische wird es lebendig, die erduldeten Entbehrungen haben den Mannesmuth des Herrn Bürgermeisters nicht zu brechen vermocht, und mit lächelndem Gesichte bringt er einen Toast der deutschen Kunst. Nach ihm spricht Se. Exzellenz der Herr Unterrichtsminister, und er bemerkt, daß die Kunst mit der Politik nichts zu schaffen habe. Er wird stürmisch applaudirt, aber dennoch gibt sich eine allgemeine Enttäuschung kund.

Man hatte die beruhigende Versicherung erwartet, daß die Kunst mit dem Essen nichts zu schaffen habe!

Ein spanisches Trauerspiel.

(Oktober 1868)

Ein kleines Ereigniß, welches sich in den jüngsten Tagen an der französischen Grenze abspielte, hat mit einemmale eine auffallende Lücke der bestehenden Zolltarife an den Tag gebracht. Eine Dame nämlich, die aus dem Innern von Spanien kam und sehr viel Gepäck mit sich führte, wollte die französische Grenze überschreiten, und sie wäre in diesem Vorhaben nicht weiter gestört worden, wenn nicht die überaus große Eile, mit der sie über die Grenze zu kommen trachtete, den Verdacht erregt hätte, daß dieselbe schmugglerische Nebenzwecke verfolge.

Der Paß der Reisenden war zwar in vollster Ordnung, man entnahm aus demselben, daß die Dame eine in früherer Zeit sogenannte Königin von Spanien war, und als Zweck der Reise war in dem Dokumente ganz unverfänglich angegeben: Allerhöchste Flucht nach Frankreich.

Nichtsdestoweniger prüfte man das Gepäck der einmal verdächtig gewordenen Dame, indem es ja möglich sein konnte, daß dieselbe mit dem Nützlichen das Angenehme verbinden und die willkommene Gelegenheit ergreifen könnte, Gebetbücher oder Rosinen, oder andere spanische Industrie-Erzeugnisse über die Grenze zu schmuggeln. In der That fand man nach längerem Durchsuchen in einer Handtasche eine — Krone, welche deren Besitzerin zu „deklariren" unterlassen hatte. Die Reisende wollte von einer Verzollung dieser Kopfbedeckung nichts wissen, indem sie darauf hinwies, daß sie dieselbe nur „zum eigenen Gebrauche", wie es in der Mauthsprache heißt, mit sich führe.

Die Beamten nun widerlegten allerdings diese Behauptung, indem nach der offiziellen spanischen Zeitung die Krone in Spanien als Kopfbedeckung aus der Mode gekommen sei, andererseits waren sie aber in Verlegenheit, welchen Zoll Herrscherkronen „feinste" bei ihrer Einfuhr nach Frankreich zu entrichten hätten, denn so sehr sie auch in dem Zolltarife blätterten, der genannte Artikel hatte in diesem keinen Platz gefunden. So war man genöthigt, die spanische Krone in die Tarifpost: „abgetragene Kleidungsstücke ohne Werth" einzureihen und zollfrei passiren zu lassen.

Das Wiedersehen zwischen der abgelaufenen Königin

von Spanien und dem französischen Kaiserpaar wird wol sehr schmerzlich sein, und ein Tragödien-Dichter hätte Gelegenheit, hierin den Stoff zu einer ergreifenden dramatischen Szene zu finden. Bis dahin ersuche ich meine Leser, mit der nachfolgenden Skizze einer solchen vorlieb zu nehmen. Die Szene spielt in den Tuilerien:

Der Kaiser ist in Nachdenken versunken und raucht eine Zigarrette dazu; die Kaiserin liest den Moniteur.

Die Kaiserin (liest vor): Die Königin von Spanien und deren Gemal sind im besten Wohlsein in Paris angekommen!

Der Kaiser (ironisch): Ich wußte es wol, ein Unglück kommt selten — — allein.

(Ein Kammerdiener tritt ein.)

Der Kammerdiener: Ihre gewesene Majestät, die Königin Isabella die Letzte!

Die Kaiserin: Wie, ihr Gemal, der König, begleitet sie nicht?

Der Kammerdiener: Ich bitte um Entschuldigung, sie hat denselben im Vorzimmer abgelegt.

Die Kaiserin: Sagen Sie der Königin, daß sie tausendmal willkommen ist.

Der Kaiser: Ueberzeugen Sie sich jedoch zuerst, bevor Sie diesen Gruß ausrichten, ob kein Journalist in der Nähe ist.

(Der Kammerdiener geht ab.)

Die Königin von Spanien tritt ein, sie stürzt der Kaiserin in die Arme, Beide halten sich lange umschlungen.

Die Königin: Alles, Alles ist verloren, liebe Eugenie, nur mein — Gemal nicht.

Die Kaiserin (gerührt): Das Unglück ist zwar groß, aber die Zeit wird es mildern.

Die Königin: Ach nein, ein Gemal gehört zu den Unglücken, welche desto ärger werden, je älter sie werden.

Der Kaiser: Das Herabsteigen vom Throne wird Sie wol ermüdet haben, darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten, liebe Isabella, ehemals die Zweite?

Die Königin (gereizt): Es ist sehr gütig von Ihnen, mir einen Stuhl vorzusetzen; warum bieten Sie mir nicht, wenn Sie galant sein wollen, meinen Thron an, es sitzt sich viel besser darauf.

Der Kaiser (achselzuckend): Ich bedauere, aber das Kaiserreich ist der Friede.

Die Kaiserin: Liebe Isabella, beurtheilen Sie Louis nicht falsch. Er wäre gewiß gerne bereit, Ihre Unterthanen wieder unglücklich zu machen, aber in einer so wichtigen Frage darf er sich nicht von seinem Herzen leiten lassen, sondern muß nur seinem Verstande folgen.

Die Königin: Seinem Verstande? Ja wol, für eine Ausrede ist selbst sein Verstand noch gut genug!

Der Kaiser: Wenn ich bitten darf, keine Majestäts-Beleidigung!

Die Königin: O, wie undankbar das Glück macht. Was würde ich darum schenken, wenn man mir noch eine Majestäts-Beleidigung zufügen könnte. Ich würde mich verpflichten, wenn ich wieder auf den Thron kommen sollte, und gesund und leben bliebe, für jede

solche Schmeichelei ein Dutzend Unterthanen hinrichten zu lassen.

Der Kaiser: Ich kann Ihnen nur den Rath geben, sich vorläufig mit der Majestät des Unglücks zu begnügen. Freilich, bei Ihnen —

Die Kaiserin (ihn unterbrechend): Was gedenken Sie aber nun zu thun, liebe Isabella? (Pause.) Werden Sie sich bei uns niederlassen?

Der Kaiser: Du vergißt, liebe Eugenie, daß die Bourbonen unser rauhes Klima nicht vertragen können. Sie müssen Alle nach kurzer Zeit entweder das Land wieder verlassen, oder gar — —

Die Königin (einfallend): Fürchten Sie nichts, ich werde Sie nicht länger inkommodiren, der Papst wird mich gewiß gastlich aufnehmen.

Der Kaiser (ironisch lächelnd): Warum sollte er nicht, da er ein ganz brillantes Geschäft dabei macht. Er war ja darauf vorbereitet, 20.000 Mann Ihrer Truppen, die Sie ihm zur Verfügung stellen wollten, gastlich zu bewirthen; statt dessen braucht er jetzt nur ein Couvert mehr aufzulegen.

Die Königin (zornig): Auch Deine Zeit wird kommen, Tyrann! (Stürzt ab.)

Der Kaiser (ihr nachrufend): Nehmen Sie sich vor meiner Polizei in Acht! (Geht ab.)

Die Kaiserin (in Gedanken versunken): Die Trauerkleidung steht ihr übrigens besser, als ich gedacht hätte! (Ab.)

Addio!

(Oktober 1868.)

Der Statistiker Quetelet hat berechnet, daß die mittlere Lebensdauer der Staaten 1461 Jahre beträgt. Darin liegt ein großer Trost für alle diejenigen, die ein Interesse für Oesterreich haben. Mögen Magyaren, Polen und Czechen mit vereinten Kräften gegen dasselbe anstürmen, es hat noch lange nicht die mittlere Lebensdauer der Staaten erreicht — wir können zuschauen.

Ja, wenn es unter Schmerling geheißen hat: Wir können warten, so lautet jetzt die Devise: Wir können zuschauen! Oesterreich ist ein großes Schauspielhaus geworden, in welchem die Nationalitäten Komödie spielen; wird es ein Trauerspiel, ein Schauspiel oder eine Posse, uns gilt es gleich; wir haben das Entrée bezahlt, wir können zuschauen. Wir schauen zu und applaudiren oder zischen, je nachdem die Claque Beifall oder Mißfallen zu erkennen gibt.

Daß es noch Niemanden eingefallen ist, dieses Schauspielhaus zu verpachten, sowie man etwa jetzt das Arsenal verpachten will, ich glaube, es ginge auch — —. Die Regierung behielte nicht mehr den Staat in eigener Regie, sondern überließe ihn der Privat-Industrie. Es fänden sich gewiß einige spekulative Industrielle, welche diesen Handel eingingen. Gegen eine Pachtsumme, die natürlich größer sein müßte als das Erträgniß, welches der

Staat jetzt liefert, überläßt man dann den Pächtern die Steuerzahler, den Tabak, das Salz u. s. f.

Dafür haben diese zu sorgen, daß die Staatsmaschine in der gleichen Weise fortgeht wie bisher, daß also alljährlich in der Monarchie einige hundert Dutzend Fenster eingeschlagen werden, daß ungefähr alle drei Jahre eine Judenhetze stattfindet, daß eine den Umständen angemessene Zahl von Defraudationen verübt wird, daß mindestens in jedem Dezennium ein unglücklicher Krieg geführt wird und daß die Wiener-Zeitung täglich als Morgen- und Abendblatt erscheint, wie bisher.

Doch wozu solchen politischen Phantasien nachhängen, wo uns eine reizende Wirklichkeit lacht; der Männergesang-Verein feiert in der nächsten Woche sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Fünfundzwanzig Jahre ist eine lange Zeit in Oesterreich! Wenn bei uns eine Institution nach einigen Jahren nicht zu Grunde gegangen ist, ist man so freudig überrascht, daß man gleich ein Jubiläum derselben feiert. Bei unserer ersten Verfassung erfand man, um zu einem Verfassungs-Jubiläum zu kommen, eine jährliche Verfassungsfeier — unsere Verfassungen sind so schwächliche Kinder, daß man schon jubeln muß, wenn sie einen Winter überstanden haben.

Wann wird man wol das Jubiläum unserer neuen Aera feiern? Wirkliche Verfassungsfreunde mögen ihren schwarzen Frack und ihre weiße Kravate in Bereitschaft halten, denn für eine österreichische Aera ist immer Gefahr im Verzuge. Eine Aera von zwei Jahren ist schon eine ungewöhnlich lange und eine von drei Monaten eine mehr als respektable. Würde man unseren Beamten, wie den

Soldaten die Kriegsjahre, die Aerenjahre als doppelte Dienstjahre anrechnen, dann hätten wir im Dienste ergraute Praktikanten, die schon vierzig Conzeptfrühlinge zählen, und sich noch kaum in eine Rasierstube wagen, und Offiziale, die auf die erste Brautschau gehen und schon als bureaukratische Jubelgreise fetirt werden.

Ach, alles ist wandelbar in Oesterreich, nur die Bierhallen werden bei uns gebaut, als wenn sie für die Ewigkeit berechnet wären! Ist es da nicht merkwürdig, daß ein Verein sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiert? Der Männergesang-Verein singt bereits ein Vierteljahrhundert, er sang unter Metternich und singt noch unter Herrn v. Beust; er besang Alles, was des Menschen Herz bewegt: die Liebe, den Frühling und den König von Hannover; die Zeit ist spurlos an ihm vorübergegangen, er hat vom deutschen Vaterland gesungen, und siehe, das deutsche Vaterland ist uns längst verloren gegangen, aber der Männergesang-Verein besteht nach wie vor.

Doch mein Koffer ist gepackt. Wenn diese Zeilen in den Händen des Lesers sind, habe ich Wien den Rücken gekehrt. Ich trete heute einen längeren Urlaub an, allein ich bitte, nicht daraus zu schließen, daß ich gestern Minister oder Statthalter geworden bin. Nein, ich gehe nicht zum Vergnügen der Völker Oesterreichs auf Reisen, ich reise zum eigenen Vergnügen. Der Himmel ist abscheulich grau, mich friert, und im Burgtheater steht uns die Aufführung neuer Stücke bevor. Ist das nicht Grund genug, ein gesünderes Klima aufzusuchen?

Ich ziehe mit den Schwalben nach dem Süden, ich glaube jedoch nicht, daß sie wie ich das Visa des päpstlichen

Nuntius auf ihrem Passe haben. Also nicht einmal dazu ist der „unselige Vertrag" nütze, daß ein Oesterreicher unvidirt nach Rom reisen kann! Wenn man nur wüßte, ob dieses Visa auch im Himmel respektirt wird, falls man durch einen römischen Briganten den Laufpaß ins Jenseits erhält.

Meine alte Dienerin war sehr besorgt, als ich ihr von meiner Reise erzählte.

— Nehmen Sie sich in Acht, sagte sie mit zitternder Stimme zu mir, daß Ihnen kein Unglück widerfährt!

— O, antwortete ich tröstend, seien Sie unbesorgt, man wird nicht so schnell Kapuziner, wie Sie glauben.

Reisebriefe aus Italien.

I.

Venedig, 15. Oktober.

O wie ich mich freute, nach Italien zu kommen! Ich fuhr einen Tag und eine Nacht nach Venedig; bei Tag las ich im Bädecker, und bei Nacht träumte ich von dem, was ich dort gelesen — es waren wirre Träume!

Mir träumte, ich sei roth eingebunden und wandere im Dogenpalast herum, und betrachte die Dogenbildnisse

an dem Fries des großen Rathssaales. Als mich die alten Dogen sahen, schmunzelten sie und nickten einander zu, sie stiegen herunter einer nach dem andern, und forderten Trinkgeld von mir, und ich gab und gab wieder, und als der letzte aus der Reihe der Dogen gekommen war, der sechsundsiebenzigste, da merkte ich erst, daß mir nur mehr ein Goldstück geblieben war. Von dem wollte ich mich nicht trennen, aber der weißbärtige Doge hatte kein Erbarmen mit mir, so sehr ich auch bat, und drohte mir endlich mit den schrecklichsten Strafen, mit den piombi und piozzi, und als ich trotzdem von meinem Golde nicht lassen wollte, da zog er grinsend aus seinem Purpurmantel ein Kotelette hervor, ganz so wie jenes, das ich in der Bahnhof-Restauration in Nabresina gegessen hatte, und wollte mich zwingen, es zu verschlingen.

Das ging dem Kondukteur zu Herzen und er rief: Venezia, Venezia! bis ich aufwachte und merkte, daß kein Doge neben mir auf dem Koupé saß, daß meine gelben Napoleoniden unversehrt geblieben waren, und daß — nein, das Nabresina-Kotelette war leider kein Traum, sondern die zähe, schlecht gebratene Wirklichkeit.

Ich stieg aus, ein Gondoliere bot mir sein Fahrzeug an, und nachdem ich mit ihm nach einem Streite, den ich mit Zuhilfenahme eines Taschenwörterbuches mit großer Erbitterung führte, über den Preis einig geworden war, führte er mich vor mein Hotel. Vor dem Thore desselben erwartete mich zu meiner großen Ueberraschung ein in den Ueberresten eines schwarzen Frackes gekleideter Herr, welcher mir die betrübende Mittheilung machte, daß der große Tizian im sechzehnten Jahrhundert gestor-

ben sei, und daß es von mir eine Pflicht der Pietät wäre, wenigstens das Grabmal desselben bei den Frari, zu welchen er glücklicherweise den Weg wisse, zu besuchen. Ich sprach mein Bedauern über den Verlust aus, welchen die Kunst durch das Dahinscheiden des großen Meisters vor drei Jahrhunderten erlitten, wies aber darauf hin, daß in der Rangordnung der Pflichten die Pflicht der Selbsterhaltung vor jener der Pietät komme, und daß ich daher vor Allem zu frühstücken gesonnen sei.

Ein sehr lebhafter junger Mann mit glühenden Augen und einer höchst ausdrucksvollen Mimik, der in dem Hotel für die Rollen von Helden-Zimmerkellnern engagirt war, führte mich in mein Zimmer. Ob auch dieses in der Geschichte Venedigs von Bedeutung ist, habe ich bis jetzt nicht in Erfahrung gebracht; möglich, daß dort einmal ein berühmter Friedenstraktat unterzeichnet wurde, wenigstens konnte die Tinte, die ich vorfand, immerhin aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen.

In Venedig kann man das dolce far niente an der Quelle studiren. Das dolce far niente und der deutsche Müßiggang, wie verschieden sind die beiden! Das dolce far niente ist nicht langweilig wie der Müßiggang, sondern anregend; der Müßiggang ist ein mürrischer alter Mann, das dolce far niente ein blühender lebensfroher Knabe; der Müßiggang hat Bleigewichte an den Füßen, das dolce far niente ist ein geflügelter Genius; der Müßiggang ist der Vater aller Laster, das dolce far niente der kleine Cousin der Poesie.

Das prachtvolle alte Venedig, das an den Ufern des Kanal grande liegt, ist zu Grunde gegangen, die

Paläste sind verfallen und statt der stolzen Nobili wandeln unrasirte Hausmeister in denselben herum, die gegen ein Trinkgeld zeigen, was nicht mehr zu schauen ist. Der Gondoliere liegt in seiner Gondel und läßt sich von der Sonne bescheinen; wenn er aber den Forestiere ersieht, der traurig zu den Ruinen hinaufschaut, dann hebt er sein Ruder und ruft: la gondola, la gondola! und alle seine sonnverbrannten Kameraden, welche ihre Lumpen und Fetzen tragen wie eine Nationaltracht, erheben sich und stimmen ein in den Ruf: la gondola, la gondola! Komm, Fremdling, hier auf den weichen Kissen der Gondel träumt sichs bequemer.

Man fährt dahin in der Gondel, und nur das Fallen des Ruders unterbricht die Stille. Von Zeit zu Zeit schießen andere Gondeln an Einem vorüber, und dann ist man wol versucht, sich hinauszubeugen und den Ankommenden zu fragen, was es Neues gebe dort oben in der lebenden Welt. Wenn die Fahrt länger dauert, dann fängt der Gondoliere mit schwermüthigem Tonfalle ein Lied zu singen an, und ich selbst habe Strophen aus Tasso, in sehr veränderter Gestalt allerdings, zu hören bekommen.

Ich glaube kaum, daß es in Wien Komfortablekutscher gibt, welche dem Passagier Oden aus Klopstock zum Besten geben.

Steigt man jedoch beim Rialto aus, und wandert durch die Mercerie gegen den Markusplatz, dann ist die Szene verändert: statt der breiten Wasserstraße finstere enge Gassen, statt der Todtenstille wüstes Geschrei, statt der Schwermuth ausgelassene Lustigkeit. Zeitungen und

gebratene Kürbisse, Wasser und Streichhölzer, Muscheln und Stiefelwichse werden mit laut gellender Stimme zum Verkaufe ausgeboten. Zwei Herren spazieren mit einander und geben ein Duett aus einer Verdi'schen Oper zum Besten, und Einer, dem das Nachtmal schlecht bekommen hat, deklamirt an eine Säule gelehnt eine tragische Szene aus Alfieri. Und die Polizei, es ist zum Todtlachen, sieht darin keine Störung der öffentlichen Ruhe, sie schreitet gegen die Lärmer nicht ein, obwol vielleicht Mitternacht schon vorüber, ja wenn sich zwei Carabinieri einander Neuigkeiten mitzutheilen haben, thun sie das so laut, daß ein honneter Wiener Polizeimann sie auf der Stelle arretiren würde.

Nun erst der Lärm im Theater! Ich war bei einer Aufführung des „Rigoletto" im Theater Apollo — es war das reine Josephstädter Theater unter Musik gesetzt. Das Orchester suchte die Sänger zu überlärmen, und die Sänger versuchten das Orchester zu überschreien, es war ein Kampf auf Taubheit und Heiserkeit, bei welchem in der Regel das Orchester in Folge gelungener Trompeten-Ausfälle den Sieg davontrug. Der Hofnarr tremolirte, daß die Scheiben klirrten, und der Tenor machte mehrmals den Versuch, mit der Sopranistin ins Parterre zu springen, aber durch die Posaunen des Orchesters scheu gemacht, lief er wieder mit seiner theuren Last am Arm in den Hintergrund zurück, um im nächsten Augenblicke neuerdings einen vergeblichen Anlauf gegen die Rampe zu machen.

Der Tenor erntete für seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Zimmergymnastik rauschenden Beifall; der

Bariton, welcher so klug war, bei schwierigen Passagen das Haupt in einen riesigen Mantel zu hüllen und so seiner Stimmlosigkeit das Ansehen dramatischer Auffassung zu geben, wußte sich wenigstens die Achtung des Publikums zu erringen; bei der Sopranistin dagegen hatten sich zwei Parteien gebildet, die eine applaudirte wüthend, die andere zischte besessen. Welche Partei den Sieg davontrug, weiß ich nicht, denn ich verließ den Kampfplatz vor der Entscheidung, ich weiß auch nicht, welche Partei im Rechte war, denn ich hatte die Sängerin nicht gehört. Freilich saß ich in der sechsten Reihe.

II.

Genua, 21. Oktober.

Wahrhaftig, ich fing schon an, mich für den italienischen Himmel zu schämen! es regnete Tag und Nacht, und ich ging in Hesperiens seligen Auen im Paletot mit dem Regenschirme in der Hand spazieren. Ich war kaum acht Tage in Italien, und schon in Turin gezwungen, von meinen Erinnerungen zu zehren: an die Gondelfahrten in Venedig, an den prachtvollen Dom von Mailand und an die hübsche Französin, mit der ich von Mailand nach Arona am Lagomaggiore fuhr.

Geben Sie wohl Acht, mein Fräulein, sagte ich zu meinem vis-à-vis, die ganze Gegend mehrere Stunden im

Umkreise ist historisch merkwürdig. Hier haben mehrere berühmte Feldherren große Schlachten verloren, wie zum Beispiel der römische Konsul Publius Cornelius Gyulai gegen die Karthager und der österreichische Feldzeugmeister Scipio gegen Ihre Landsleute, die Franzosen. Die kleine Französin, die in der Geschichte nicht sehr bewandert war, merkte nicht die Namensverwechslung, die ich mir erlaubt hatte, und antwortete, daß sie vom Pensionate her mehr in der Geschichte des Alterthums bewandert sei, als in der neueren Geschichte, die man dort vernachlässigt habe, und daß ihr daher der Name Gyulai viel bekannter vorkomme, als der Name Scipio, der übrigens nicht so vilain klinge, wie man von einem ungarischen Namen erwarten sollte.

Es war hübsch anzuhören, wie sie mit den Italienern die im Coupé saßen, in deren Sprache plauderte, ohne zu berücksichtigen, daß ihre philologischen Kenntnisse nicht gründlicher waren als ihre historischen. Sie erzählte, daß ihr von allen Kunstwerken, die sie seit einem dreitägigen Aufenthalte in Italien gesehen, die Strada ferrata's am besten gefallen hätten, und daß es nichts Elenderes gebe, als ein italienischer Ariosto, und so lobte sie ohne böse Absicht die ganz schlechten italienischen Eisenbahnen, während sie ihr Wohlgefallen an den Gemälden des Sassoferrato ausdrücken wollte, und tadelte den Sänger des Orlando furioso, während sie nur den schlechten Braten (arrosto) der Italiener nicht verwinden konnte.

Wenn man in Mailand den Dom geschaut, die Brera abgelaufen, Chokolade getrunken und noch, wie ich, ein Uebriges gethan, und einen Sänger auspfeifen gehört,

dann hat man, denke ich, seine Touristenpflichten redlich erfüllt und man kann weiterreisen.

Die Mailänder Chokolade ist ganz anders, wie ich sie mir vorgestellt habe, nämlich nicht süß, wie die Chokolade, die unter unserm nordischen Himmel gequirlt wird, sondern bitter, zu bitter für einen verhätschelten Wiener Gaumen. In der Brera fand ich nicht weniger als fünf langhaarige Germanen, welche ihre Staffelei über die Alpen getragen hatten, und nun das Sposalizio Rafael's kopirten, wahrscheinlich um die Pinseltrophäen bei der Rückkehr vor den heimischen Tabakläden aufzuhängen. Auch in dem Dom traf ich ein Dutzend blonde Pinsulaner, unter der rauhen Hülle wallender Locken ihre warmen abgetragenen deutschen Beinkleider bergend, welche das schöne einfallende Licht zu malerischen Zwecken mißbrauchten, und die sorgfältig gearbeitete vaterländische Leinwand muthwillig mit dem Pinsel zerstörten.

Diese und die Fremden, welche sich von dem Führer die Wunder des herrlichen Baues und die Merkwürdigkeiten der Heiligen erklären ließen, bildeten das Gros der Dombesucher. In einer Bank kniete ein altes Mütterchen und aß in ihrer Einfalt gebratene Maroni. Der liebe Gott wird ihr die angenehm duftende Sünde gewiß verziehen haben; der Kapuziner, der sie im Vorübergehen sah, verzog keine Miene, und ließ die Arme nach ihrer Façon selig werden. Die Führer haspeln die Erläuterungen, welche sie geben, in weithin vernehmbarem schlechten Französisch ab, und ich glaube, wenn man eine halbe Lira zulegt reißen sie den Priester vom Altare weg und erzählen, was an ihm Interessantes zu sehen ist.

Ja, der Konsum von Bildung ist noch immer in der Zunahme begriffen!

Hat man ein kreditfähiges Wamms an, dann packt Einen bei demselben, vielleicht nur, um sich vorher von der Qualität des Stoffes zu überzeugen, der Kirchendiener, und erklärt seine Bereitwilligkeit, die unterirdische Kapelle des heiligen Borromäus, in welcher edle Metalle, kostbares Gestein und das Grabmal des Heiligen sich befinden, gegen zwei Lire zu zeigen. Ist man in religiösen Dingen ein Skeptiker, dann thut er's auch billiger. In dem Dome befindet sich ferner die Statue des lebendig geschundenen heiligen Bartholomäus. Weiter als hier kann die Darstellung des Nackten wohl nicht getrieben werden. Der Heilige ist nicht nur bis auf die Haut ausgezogen, sondern der Künstler hat ihm diese selbst abgezogen, und der Märtyrer trägt dieselbe mit vornehmer Nonchalance um die Schultern, wie gewissenhafte Engländer den Plaid.

Das Skalatheater war geschlossen, und ich mußte daher mit dem Teatro Carignano vorliebnehmen, in welchem Gounod's „Faust" gegeben wurde. Faust und Gretchen gingen an, aber Mephisto war ein stimmloser armer Teufel. Der Sänger, welcher den für einen Darsteller des Mephisto etwas sonderbaren Vornamen „Fausto" führte, wurde verhöhnt und ausgepfiffen. Eine solche Lynchjustiz, wie sie von dem italienischen Theater-Publikum geübt wird, berührt den Deutschen, der nur an das langsame schriftliche Verfahren eines journalistischen Richter-Kollegiums gewöhnt ist, sehr peinlich. Dem Unglückseligen trat der Angstschweiß auf die Stirne, er konnte sich kaum auf den Beinen erhalten, und er röchelte nur

mehr heiser seinen Part. Aber das rührte Keinen, man begrüßte die Mimik der Verzweiflung mit schallendem Gelächter, und übertäubte die Angsttöne des Gefolterten durch gellendes Pfeifen. Der ästhetische Verbrecher dauerte mich, und ich schlich mich vom Richtplatze weg, um den Rest des Abends unter Menschen, die nicht singen, zuzubringen.

Am andern Tage reiste ich ab. Die durch den Austritt des Ticino zerstörte Bahn von Mailand über Magenta nach Novara war noch nicht hergestellt, und ich mußte, um nach Turin zu gelangen, den Umweg über Arona am Lagomaggiore machen.

Es regnete in Strömen und ich sah mit Betrübniß der meteorologischen Zukunft entgegen. Ach, und Turin ist so langweilig, lauter langgedehnte gerade Straßen und große viereckige Plätze. Ich besichtigte die Stadt, dann kehrte ich in mein Hotel zurück, ließ mir eine Flasche Wein geben, und schaute schwermüthig auf den Plan von Turin, der vor mir in der Stube hing — ein ödes Schachbret! Doch auf den Rebenhügeln von Asti reifen feurige Trauben, während die Weinbauern diese pressen, schweben unsichtbar gütige Feen hernieder, und deshalb ruht ein merkwürdiger Zauber auf dem Weine. Trinkt man davon in Turin, dann kann es wol ein, daß das Schachbret nicht länger verlassen starrt, dann zieht der König die Krone schief auf's Haupt gestülpt auf sein Mittelfeld, die Königin hängt lustig an seinem Arm, und blinzelt wol gar so verschmitzt wie das Stubenmädchen im zweiten Stocke des Hotels, in dem ich wohne; von den Thürmen schauen verliebte Edelfräulein auf die blon-

den und schwarzen Ritter, die unten kourbettiren, die Läufer schicken sich zum Wettlauf an, und die Bauern tanzen fröhlich auf den Feldern und glauben, daß sie das gesegnete Weinjahr der Weisheit ihres Monarchen verdanken.

Welche Ueberraschung, als ich am nächsten Morgen mit dem Regenschirm bewehrt vor das Thor trat. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel war sanftblau, und die letzten Wolken schickten sich zur Abreise an, um über die Apenninen zu ziehen. Also auf nach Genua!

Die Bahn führt durch romantische Gegenden, aber ich hatte kein Auge für die Berge und Felsen, für die tiefen Thäler und die schäumenden Wässer, die unten vorüber stürmten, ich dachte nur ans große Meer. Da lag es plötzlich vor mir, als ich auf den Balkon meines Zimmers hinaustrat, und ich starrte hinaus, und war so verloren, daß ich dem Kellner, der hinter mir stand, die schlechten Zigarren abkaufte, die er mir anbot. Ich ließ mich in der Barke des Hotels hinausrudern ins Meer.

Ich glaubte, der Schiffer werde mir von den Stürmen erzählen, von Klippen und Schiffbrüchen, und von anderen seltsamen See-Abenteuern, statt dessen erzählte er mir von fabelhaften Trinkgeldern und von Ungeheuern, die für eine Fahrt in die See nur eine Lira geben wollten.

III.

Rom, 28. Oktober.

Es fiel mir schwer, von dem schönen Florenz Abschied zu nehmen. Ich hatte mich dort in der besten Gesellschaft bewegt. Des Morgens schon machte ich bei dem Lever der medicäischen Venus meine Aufwartung, und die Unterhaltung war so ungezwungen. Ich hatte nicht einmal einen schwarzen Frack angezogen, dagegen hatte auch die Göttin keine umständliche Toilette gemacht, sondern einfach rechte und linke Hand als reizendes Morgen-Negligé verwendet. Ach der Mensch hat leider nur zwei Augen, aber die Göttin glücklicherweise nur zwei Hände! Nachdem ich der liebenswürdigen Olympischen Adieu gesagt, pflegte ich bis zum Mittagsessen ein wenig der Ruhe auf der Flucht nach Egypten, und ging dann neugekräftigt an einen betlehemitischen Kindermord, oder an eine Marter der heiligen Justina, oder an ähnliche Zeit und Trinkgeld erfordernde Arbeiten.

Ich habe außer der genannten Göttin noch einige andere distinguirte Persönlichkeiten kennen gelernt, wie Jupiter, Adonis und einen gebornen Berliner. Was jedoch den Letzteren betrifft, so muß ich, um nicht der Uebertreibung geziehen zu werden, ausdrücklich erklären, daß derselbe weder ein Gott, noch ein Adonis war, sondern ein ganz gewöhnlicher irdischer Handlungsreisender, ein Missionär, welcher die Etrurier zu seinen broncenen Uhrketten bekehren wollte.

Der Berliner trat mit einem gewissen En gros-Bewußtsein auf, das ihn auch in seinen Urtheilen über Kunst nicht verließ. Bei einem Besuche der Galeria degli Uffizi, den ich in seiner Gesellschaft unternahm, zeigte er sich aber auch als großer Kunstkenner, der nach einer nur oberflächlichen Betrachtung eines Gemäldes schon den Werth desselben zu beurtheilen wußte. So zum Beispiel brauchte er unter einem Gemälde nur: Rafael zu lesen, und er rief schon: Meisterhaft! Nur in dem Kabinet der griechischen und lateinischen Inschriften wurde er etwas kleinlaut, vielleicht berührte es ihn peinlich, daß sich unter jenen nicht die Firma seines Hauses befand.

Der Himmel war blau, die Luft warm, in den Gärten war Alles grün, und aus den Büschen schauten rothe und blaue Blumen. O, der Sommer stirbt einen schönen Tod in Italien! Sein Erbe ist kein dürrer gelber Geizhals wie unser Herbst, welcher den ererbten Schmuck mißgünstig von den Bäumen holt und in die Erde vergräbt, nein, es ist ein lachender großmüthiger Erbe, der mit den Schätzen nur die Tugenden seines Vorgängers geerbt.

Auch die Kunst kommt in Florenz schon im Freien fort, auf den Plätzen und Straßen treibt sie ihre schönen Blüten, die bei uns kaum in der schwülen Luft der Museum-Treibhäuser gedeihen. Hätte eine deutsche Stadt einen solchen Platz wie die Piazza della Signoria, die mit Kunstwerken übersäet ist, auf welcher ein David des Michel Angelo und ein Perseus des Benvenuto Cellini sich befinden, sie würde um den Platz Mauern ziehen und ein Dach darauf setzen, und auf das Dach einen

Hofrath mit viertausend Gulden Gehalt. Man befindet sich auf der Straße wie im Vestibule eines Museums, jene bereitet auf dieses vor. Bei uns bereitet die Straße höchstens auf ein zoologisches Museum vor, so daß ein Gorilla in diesem nichts Verblüffendes mehr für den Besucher hat.

Ich schlich mich bei Nacht von Florenz fort, und nur der schönen Thusnelda in der Loggia dei Lanzi auf dem Signorienplatze machte ich einen förmlichen Abschiedsbesuch. Ich bat sie, den Damen und Herren auf dem Platze einen Gruß auszurichten, insbesondere dem Herkules; wenn er nicht mehr durch andere Berufsgeschäfte in Florenz zurückgehalten werde, möge er doch nach Oesterreich kommen, ich glaube ihm ein Ministerium in Aussicht stellen zu können.

Ich fuhr allein in einem Coupé, aber das Heimweh nach Florenz ließ mich nicht schlafen, die Sterne erblichen, und ich sah die Sonne in Rom aufgehen. Aber ich bitte, verrathen Sie nicht, daß ich dieser polizeiwidrigen Szene beigewohnt, ich könnte sonst leicht einen Anstand in Rom haben.

Kaum über dem Tiber, in Orte, machte der Zug plötzlich Halt. Ich sah einen schwarzbärtigen, unheimlich Bewaffneten auf mein Coupé losstürzen, den ich für einen Räuber hielt. Ich steckte schnell den Paß in meinen Stiefel, damit nichts Verdächtiges bei mir gefunden werde, und hielt die Börse in Bereitschaft. Aber der Brigante hatte eine feine Nase; er lächelte zwar meine Börse an, nahm mir aber doch den Paß ab. Glücklicherweise erfuhr ich bald, daß ich meinen Paß nur einem Carabiniere

ausgefolgt hatte, dessen Aufgabe es ist, den Kirchenstaat gegen friedliche Reisende zu schützen. Die Briganti dagegen reisen in der Regel ohne Paß und werden auch von den Carabinieri nicht so viel geplagt.

Bald darauf verläßt die Bahn das päpstliche Gebiet und gelangt erst bei Correse wieder auf römischen Boden. Ziehe Deine Schuhe aus, denn der Boden, da Du aufstehst, ist heilig; ziehe womöglich auch Deine Strümpfe aus, denn die Revision des Gepäckes ist eine genaue. Mein Reisesack wurde unbedenklich befunden, nur ein deutsches Buch, das ich mitführte, Goethe's Gedichte, erregte die Aufmerksamkeit des Augurs, als er die Eingeweide meiner Tasche beschaute. Da ich dies merkte, rief ich schnell, daß das Buch ein sehr reinliches Buch sei, welches eine Eccellenza, den Ministro Goethe, zum Verfasser habe, worauf der Inquisitor den Ketzer achselzuckend in einen Strumpf steckte, wahrscheinlich das gewöhnliche Versteck verbotener Bücher.

Es war ein Sonntag, als ich in Rom ankam; die Kirchen prangten im schönsten Schmucke und auf den Straßen wimmelte es von festlich gekleideten Priestern — ganz Rom war im Kirchenstaate. Schwarzäugige Teufelinnen trugen kokett ihre niedlichen Gebetbücher über die Straße, und wenn die Verführerinnen über eine hohe Treppe gingen, blickten die jungen frommen Abbates andächtig gegen Himmel. Ein blauer Himmel lächelte über die vielen Glatzen, die unter ihm spazieren gingen, die Sonne beschien freundlich die rothen und violetten Waden, und ein sanfter Zephyr kitzelte so lange die alten Kapuziner, bis auch sie heiter grinsten. Die hübschen Zuaven-

Offiziere gingen säbelrasselnd auf Eroberungen aus, und ihr Spitzbart wirkte Wunder. Die Fremden aber machten zu Allem dem ein dummes Gesicht, und zu den Fremden gehörte auch ich.

Ich wußte nicht, wohin ich meine Schritte zuerst lenken sollte, und da in Rom bei dem beständigen Rapport mit dem Himmel die Wunder zu den gewöhnlichen Auskunftsmitteln gehören, wartete ich auf ein Zeichen des Himmels, das mein Bädecker sein sollte. Und meiner Treu, das Zeichen ließ nicht lange auf sich warten. Es war eine Art Komet, denn es trug zwei glänzend schwarze Zöpfe, aber ein sehr kräftig gebauter Komet, und der Tracht nach zu schließen ein Komet vom Lande. Er zog majestätisch vor mir her aufs Kapitol und von dort die Via Sacra hinab über das Forum Romanum zu dem Kolosseum. Jetzt sah ich erst, daß der schöne Komet einen Zuaven bedeutete, der vor dem Kolosseum stand. Und plötzlich verschwand der Komet in den Ruinengängen, aber mit ihm der Zuave.

Da stand ich nun mit einemmale in der großartigen Trümmerwelt des alten Rom, versunken in der Erinnerung an das schöne Heidenthum. Zu meiner Linken lag ein zerstörter Tempel der Venus, zu meiner Rechten der Triumphbogen des Titus, welchen der Senatus populusque Romanus dem Besieger der Juden erbaute. Man sagt, daß die römischen Juden ausspeien, wenn sie an diesem Triumphbogen vorübergehen. Sie thun aber Unrecht daran, sie sollten im Gegentheile Halleluja singen, daß sie noch immer leben, und daran denken, daß es beiweitem besser ist, auf der Oberwelt mit alten Kleidern zu handeln

als in der Unterwelt in einer neuen Toga spazieren zu gehen. In der Basilika des Konstantin ließ ein Korporal einige Infanterie-Peripatetiker exerziren, und auf der Via Triumphalis stand ein Civis Romanus, welcher die Vorzüge seiner Stiefelwichse pries.

Das Forum Romanum heißt jetzt Campo Vaccino, Rinderweide — es wundert mich, daß sich die Engländer diese Bezeichnung gefallen lassen.

Es war sechs Uhr Abends geworden, und müde von der Wanderung, kehrte ich in mein Hotel zurück, in das Hotel „Minerva", welches den Jesuiten gehört. Unter dem Rundstabe ist gut Table d'hôte essen! Eine große Anzahl der Tafelgäste gehörte dem geistlichen Stande an. Schon als ich eintrat, knallten die Champagnerpfropfen, so daß ich, die Ursache der Explosion nicht kennend, den Kellner fragte, ob vielleicht einem Zuaven-Offizier die letzten militärischen Ehren erwiesen würden. Es waren jedoch drei geistliche Herren, welche den Champagnerflaschen diese angenehmen Töne entlockten, drei Pariser, neben welchen mir der weise Kellner meinen Platz angewiesen hatte. Ich befand mich da in sehr liebenswürdiger und heiterer Gesellschaft, und bei den blauen Flammen eines vortrefflichen Puddings trank ich bereits mit den Franzosen auf die Fortdauer der weltlichen Herrschaft des Papstes. Es war das von mir pure Höflichkeit, und ich denke, daß sich Garibaldi dadurch in seinen Plänen nicht wird irre machen lassen.

Merkwürdig, in unseren Mythologien steht gar nichts davon, daß Minerva, die Beschützerin der Künste und Wissenschaften, auch so große Stücke auf einen unverfälschten Röderer Carte blanche hält!

IV.

Neapel, 4. November.

Ich habe Rom nicht verlassen, ohne den Papst gesehen zu haben. Wollte ich mich jetzt wichtig machen, so könnte ich etwa erzählen, wie Gram und Sorgen in dem Gesichte desselben tiefe Furchen gezogen, und wie die herben Erfahrungen der letzten Jahre die hohe Gestalt gebeugt. Allein ich will aufrichtig sein und gestehen, daß die hohe goldene Tiara auf dem Haupte des Heiligen Vaters mich dessen Gesichtszüge fast nicht erkennen ließ, und daß das weiße Gewand, in welches er gehüllt war, mir seine Gestalt vollkommen verbarg. Dagegen habe ich den Kardinal Lucian Bonaparte genau gesehen, und kann versichern, daß er sehr kluge Augen hat, eine fein hinausgebogene vorsichtig spähende Nase, ein diplomatisches Lächeln auf den dünnen Lippen, und daß ihm die goldene päpstliche Tiara sehr gut zu Gesichte stehen würde.

Ich habe auch noch andere Kardinäle am Tage vor Allerheiligen in der Sixtinischen Kapelle gesehen. Sie trugen rothseidene Gewänder und rothe, goldbetreßte Hüte, und fuhren Alle in prachtvollen Karossen an, jeder mit einem Kammerdiener und einem geistlichen Begleiter in violettem Gewande. Ein dicker Kutscher lenkte den von Rapphengsten gezogenen Wagen, und rückwärts standen drei Bediente in der üblichen Stellung der Grazien, je zwei nebeneinander, und ein dritter, der diese von hinten umschlang, also drei männliche Livrée-Grazien.

In der Vorhalle der Kapelle machte jeder der Kardinäle Toilette. War diese beendigt, dann hüstelte der Kardinal vornehm, und der violette geistliche Beistand faßte die wurstförmig gedrehte seidene Schleppe desselben. Der Kardinal setzte sich in Bewegung, und die Schleppwurst hinter ihm hertragend, trippelte der Violette nach. Vor der Thür der Kapelle standen zwei massive schwarz-roth-gelbe Schweizer mit Pickelhauben und Hellebarden bewehrt, die bei der Annäherung des Kardinals den schweren Vorhang vor der Thüre weghoben, der Violette drehte mit überraschender Gewandtheit die rothseidene Wurst auf, der Kardinal trat mit gemessenem Schritte und mit gehobener Schleppe in die Kapelle, musterte genau die Anwesenden, und ging dann gebeugten Hauptes demüthig auf seinen Platz.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch die päpstliche Sängerkapelle, lauter prächtige Stimmen. Alles schaute hinauf zu den Sängern, da trat plötzlich aus deren Reihe ein voluminöser Künstler hervor, daß man glaubte, er werde mit dem Solo, das er vorhatte, einen Centauren erschlagen. Aber der kräftig gebaute Herr, den man fast für einen Mann gehalten hätte, sang mit feiner dünner Stimme, und so hoch, daß die Damen erröthend in ihr Gebetbuch schauten. Ach, die Töne klangen so wehmüthig, und rührten umsomehr, wenn man bedachte, daß der arme Sänger nicht einmal für ein Weib, sondern nur für die Stimme eines solchen zum Abälard geworden war!

Womit man die verschwenderische Pracht, mit welcher sich die Priesterherrschaft in Rom umgibt, sowie den gegenwärtigen, für die materielle Lage der Kirchenstaates

enormen Militäraufwand bezahlt, weiß ich nicht. Die hervorragendsten Nahrungszweige in Rom sind das Betteln und die Fremdenzucht. Ich glaube, daß vielleicht mit Ausnahme des vergoldeten Herkules im Vatikan und anderer Rentiers in gleicher Lage hier jeder bettelt. Der römische Bettler weiß, daß er ein gottgefälliges Werk übt, und wenn er den Fremden nicht losläßt und sich an die Kleider desselben hängt, so kann man dieses Benehmen, das man in andern Ländern unverschämt nennt, in Rom höchstens fanatisch nennen.

Die Regierung konzessionirt auch dieses Gewerbe, und man erkennt die Konzessionäre an den Messingschildern, die sie an der Brust tragen. Dieses Vorgehen der Regierung verdient um so größere Anerkennung, als sie selbst in gleicher Weise an die öffentliche Mildthätigkeit appellirt, und mit Berücksichtigung der Bequemlichkeitsliebe der Fremden auf den Treppen der Gasthöfe komfortabel eingerichtete Sammelbüchsen zur Entgegennahme des „Denier de St. Pierre“ aufgestellt hat. Es fiele der Regierung gewiß leicht, ein Almosenmonopol einzuführen und die freie Konkurrenz des Privatbettels gänzlich hinanzuhalten; sie verzichtet aber, von richtigen volkswirthschaftlichen Grundsätzen geleitet, auf eine solche Vergrößerung ihrer Einnahme.

Der Fremde wird in Rom sehr rationell bewirthschaftet, man steckt so wenig wie möglich in ihn hinein, und zieht so viel wie möglich aus ihm heraus. Will man das Land verlassen und so die Einnahmsquellen des Volkes wie der Regierung verringern, so hat der Wegreisende für dieses Verbrechen an dem Nationalwohlstande auf der

Polizei eine Strafe von fünf Franken zu entrichten oder, wie es in der Landessprache heißt, seinen Paß auf der Polizei vidiren zu lassen.

Ich bezahlte diese fünf Franken um des neapolitanischen Himmels willen, nach dem ich mich sehnte. Das weiß ich aber, wenn ich einst vor das Gericht des Höchsten gerufen werde, und der Herr seine gerechte Wage zwischen Auf- und Niedergang hält, um meine Fehler und meine Verdienste zu wägen, und die Wagschale, in der meine Fehler aufgehäuft liegen, tief sinken sollte, dann will ich bescheiden vortreten, aus meinem Paletot meine römische Rechnung ziehen und sie in die Wagschale zu meinen Verdiensten werfen, und meine Fehler werden hoch aufschnellen und mir ein gut gewogener Platz im Himmel gewiß sein.

Das was man von der Natur in Italien erwartet, trifft man eigentlich erst von Florenz nach Rom an, was man nach Rom sieht, übertrifft die Erwartungen, die man gehabt. Es war der zweite November, an welchem ich nach Neapel fuhr, aber die Sonne schien so jugendlich, als wenn sie von keinem Frühlinge und Sommer gewußt hätte, als wenn sie ein junges Backfischchen gewesen wäre, das eben erst in die Welt tritt, und dem man es noch nicht übel nimmt, wenn es ausgelassen über Feld und Wiese tanzt. Die Vögel sangen so froh, als wenn es noch Kirschen zu naschen gäbe, selbst die Büffel, die unten weideten, waren weniger misanthropisch als gewöhnlich, und einem Passagier in dem Coupé, in welchem ich allein saß, war zu Muthe, als müßte er zum Fenster hinausspringen, um sich bei jedem Baume für die

grüne Ueberraschung besonders zu bedanken. Cypressen und Pinien grüßten freundlich, und es war ein Frevel von mir, daß mir, so im Vorbeifahren, einfiel, eine Aehnlichkeit zwischen Cypressen und zugemachten, und zwischen Pinien und aufgespannten Regenschirmen zu finden.

Ich übergab dem neapolitanischen Zollrevisor in Isoletta meinen Reisesack mit so zufriedenem Gesichte, daß er wol denken mochte: Frohe Menschen schwärzen keine Zigarren, und jenen nicht öffnete.

Die Sonne ging unter! ich hätte gewünscht, daß unser rauhhimmlischer Mosenthal den Effekt gesehen hätte, welcher sich noch immer mit Sonnenuntergängen erzielen läßt, ich bin gewiß, sein nächster Held wäre ein geborener Italiener, und der tragische Konflikt würde unter freiem Himmel über ihn hereinbrechen. Der Himmel spielte edle Farben — wenn der Dichter der „Deborah" mit mir die Tantième theilt, verrathe ich ihm die ganze szenische Anordnung. Kaum hatten wir Casalnuovo, die letzte Station vor Neapel, im Rücken, als mit einemmale finster und drohend aus der kampanischen Ebene der Vesuv aufstieg. Gerade über ihm stand der Mond und schaute erschrocken und bleich in den furchtbaren Krater hinab. In einigen Minuten, etwa in zweimal Gruseln, waren wir in Neapel.

Man weiß nicht, wenn man von Neapel erzählen will, wo man eher anfangen soll, bei der Erde, beim Himmel, beim Meere oder bei Allem zugleich. Neapel ist ein großstädtischer Vulkan, das Leben hier der glühende Strom desselben. Ein fortwährendes Drängen um Nichts, ein unaufhörliches Schreien ohne Grund und ein dröh=

nender Lärm von allen Seiten, den man sich nicht erklären kann — es ist, als wenn unausgesetzt eine Million Teller in Scherben zerbräche. Das Straßenleben ist ein Volksauflauf, der von Stunde zu Stunde an Ausdehnung gewinnt. Um eine Feige entsteht ein Feilschen, das lärmender ist als eine Panique auf unserer Börse, und ein Brezenverkäufer entwickelt größeres Pathos als ein Burgtheaterheld, der mit umgehender Post in's Gewühl der Schlacht stürzt. Das Geschrei fängt nicht am Morgen an, denn es hört nicht auf bei Nacht, und wenn man dem Arzte über Schlaflosigkeit klagt, so verschreibt er nicht Opium, wie bei uns, sondern Baumwolle.

V.

Neapel, 10. November.

Wie scheinheilig er in die Sonne schaute, der Vesuv, fast wie ein Familienvater im blauen Schlafrocke und mit einem weißen Hauskäppchen. Aber man kennt, Du Gleißner, Dein schwarzes Lavaherz und Deinen giftigen Odem, lächle unschuldig wie ein Berglein für Sonntagsreiter, zu Deinen Füßen liegt das todte Pompeji und zeugt gegen Dich; das Grab, in das Du den Leichnam verscharrt, ist aufgedeckt, und der gelehrte Overbeck hat sogar die „Natur des Materials“ eruirt, mit dem Du

Dein unglückliches Opfer erstickt hast. Das Buch hat zwar wie die hinkende Strase einen Leibschaden, der es am raschen Fortkommen hindert, es hat einen zweibändigen Bauch, aber es hat den Sünder doch ereilt!

Erhabener ist die Ruinenwelt Roms, überraschender wirkt diese abgewickelte Stadtmumie; der Anblick der Ueberreste des alten Rom regt zu Reflexionen an, der Pompejis kitzelt die Neugierde; die römischen Ruinenfragmente sind wie der Torso einer klassischen Kolossalstatue, den die Phantasie nicht zu ergänzen wagt, bei Pompeji glaubt der Beschauer ein Genrebild vor sich zu haben, das durch die ungeschickte Verpackung Schaden erlitten hat, und die Phantasie macht sich keck an die Restauration desselben: sie setzt zu den Amphoren, die in den Tischen stecken, den Weinhändler, sie begleitet zu dem Schwitzbade den rheumatischen Pompejaner, und wenn sie freigebig sein will, führt sie in das erste beste Wirthshaus, das hier winkt, den ersten Besten, der Durst hat.

Dieses antike Krähwinkel ist durch sein Unglück klassisch geworden, und während die Namen so vieler großer Römer nur in der Erinnerung dürftig besoldeter Philologen fortleben, sprechen sehr fashionable Touristen bei einer Table d'hôte in Neapel zu 4 Francs 50 Centimes andächtig von den pompejanischen Hausherren: von dem Spießbürger Diomedes, einem Herrn Pansa, ja sogar von dem „Chirurgen" dieser Provinzstadt und ihrem — „tragischen Dichter". Dieser tragische Dichter ist auch ein tragischer Hausherr, denn in neuester Zeit haben gewissenhafte Archäologen ihm das Eigenthumsrecht auf das Haus bestritten, und obwol auf der Schwelle desselben

ausdrücklich die Worte standen: Cave canem, nimm Dich vor dem Hund in Acht! dieses dennoch einem pompejanischen Goldschmiede vindiziren wollen.

Dem Diomedes ist es übrigens nicht besser gegangen als seinem poetischen Landsmanne; auch er ist nicht im Besitze seines komfortabeln Vorstadthauses geblieben, und nachdem man ihm jahrelang hausherrliche Ehren erwiesen, wird er jetzt ziemlich ungescheut als ein paßloses Individuum von zweifelhaftem Berufe behandelt. Nichtsdestoweniger hat ein Wirth knapp vor dem Eingangsthore Pompejis ein Hôtel errichtet, welchem er den Namen „Hôtel Diomede" gegeben hat. Ich habe bei dieser Gelegenheit gesehen, wie ansteckend in gelehrten Fragen die Zweifelsucht ist, denn ich, der ich sonst archäologische Forschungen nicht zu treiben pflege, schließe mich nicht nur der Ansicht Derjenigen an, welche den Diomedes von dem zweiten Stocke seines Hauses in die Reihe der katilinarischen Existenzen hinuntergeworfen haben, sondern ich gehe noch viel weiter, und behaupte sogar, daß der alte Marsala, welcher mir in dem Gasthause zum angeblichen „Diomedes" aufgetischt wurde, apokryph war, oder daß der Wirth wenigstens einen sehr entscheidenden Branntweinzusatz in denselben interpolirt hatte.

Während in andern kultivirten Ländern bei dem Eingange in geschlossene Städte nur für das liebe Vieh eine Accise zu entrichten kommt, hat man in Pompeji die lobenswerthe Einrichtung getroffen, auch die Einfuhr schnüffelnder Touristen zu besteuern. Die Gebühr beträgt per Stück zwei Francs, dagegen wird dem Fremden ein Treiber mitgegeben, der ihn durch die Straßen des alten

Pompeji hinauf und hinab treibt, und ihm nur hin und wieder bei einer ergiebigen Ruine zu weiden gestattet. Der Treiber trägt einen blauen Rock und ist mit einem Säbel bewehrt, und das ist gut, denn schon nach wenigen Minuten wird in dem Eskortirten der Wunsch rege, das blaue Auge des Gesetzes, welches über ihn wacht, bescheiden — zu Boden zu schlagen.

Den Führern ist es leider verboten, Trinkgelder zu fordern oder auch nur anzunehmen, ein Verbot, das die Führer zu in sich gekehrten Misoforestieri gemacht hat. Der erbitterte Kampf zwischen Durst und Pflichtgefühl, welcher in dem trockenen Innern meines Lenkers tobte, verschuldete wol die fieberhafte Hast, mit der er, unbekümmert um meinen Wissensdrang, durch die interessante Trümmerwelt dahinjagte. Wie der Muttermörder Orest, unstet und flüchtig, lief er vor mir her, und mir war leider das unbehagliche Los von den Göttern beschieden worden, ihm wie der Chor der Eumeniden auf dem Fuße zu folgen. Höchst fatale Situation! Es duldete ihn nicht in den Tempeln der Götter und nicht in den warmen Bädern der Frauen, mit gleicher Scheu mied er wohlerhaltene Gräber wie Wirthshausruinen! Was war ihm eine in Trümmern liegende klassische Barbierstube? Ich war noch im Geiste beschäftigt, einen Pompejaner zu rasiren, als ich schon in einen Backofen mußte; noch von einundachtzig pompejanischen Brotlaiben gesättigt, mußte ich in's kalte Herrenbad, und aus dem „Hause der Tänzerinnen“ direkt in das des „Chirurgen.“

Wir stürmten über das Forum hinweg in's Theater, als wenn wir gefürchtet hätten, zu einem neuen Lustspiele

von Terenz um achtzehnhundert Jahre zu spät zu kommen, machten aber vor dem Thore Kehrt und unternahmen einen kleinen Dauerlauf in's Amphitheater, wo ich so erschöpft ankam, daß mich ein noch an der Ammenbrust liegender Gladiator hätte in den Sand strecken können.

Endlich, nachdem wir durch drei Stunden in den Straßen Pompejis wie ein Eisenbahnschnellzug umhergerast waren, gelangten wir in die Gräberstraße. Ich war es satt, mir noch länger als Eumenidenchor die Sohlen abzulaufen, und warf mich, unbekümmert um den mir von amtswegen zugewiesenen Orest, auf das allerdings nicht mehr ganz frische Grab der Mamia, ein bei den Touristen sehr beliebtes Grab. Von hier aus sieht man nämlich hinüber nach dem weißen Castellamare, das im Sonnenglanze zwischen den dunklen Bergen und dem blauen Meere liegt. Man sieht von diesem Grabe das bewegte Treiben am Hafen, ohne dessen Lärm zu hören: harmloses und fröhliches Volk, das in Gruppen steht und plaudert oder um Gebratenes feilscht, nacktfüßige Bummler, die Tabaksrauch in die Luft qualmen; Weiber, die einander den Liebesdienst des Frisirens erweisen, oder ihre schwarzköpfigen Kinder kranioskopisch untersuchen, und zu jeder neuen Entdeckung, die sie auf deren Schädel machen, mit den Fingernägeln applaudiren; Faullenzer, die auf dem Rücken liegen und darauf warten, daß ihnen die Sonne ein paar Soldi in die Tasche scheint; Buben, die sich ihren Ueberschuß an Leibeskräften gegenseitig ablassen, und beladene Esel, die, in Gedanken versunken, in den allgemeinen Schmutz starren. Kräftige Bursche zimmern Schiffe, in der Sonne glänzen ihre Beile und rothen Wollmützen,

und im Golfe wimmelt es von kleinen Schiffen, die ihre Segel ausgespannt haben und auf einen günstigen Fischzug harren.

Sind die Berge, das Meer, die Menschen und die Schiffe nur ein Traum, den ich hier im großen steinernen pompejanischen Sarge liegend träume, oder fahre ich vielleicht in einer Fischerbarke auf dem Meere spazieren, und das alte Pompeji existirt gar nicht, sondern ist nur ein Märchen, das die Fischer einander erzählen, und ich sitze statt auf dem Grabe der Mamia auf einer alten Austerntonne, und höre den Fischern zu?

Die Schätze, die man in Pompeji fand, sind jetzt in's Museum nach Neapel geschafft worden, nur hin und wieder trifft man in Pompeji noch eine kleine Statuette, ein Mauerbild, oder ein Mosaik. Es finden sich jedoch zudringliche Verkäufer, welche dem kunstliebenden Fremdling, angeblich in Pompeji ausgegrabene Kunstwerke zum Kauf anbieten. Die letzteren sind fast ausschließlich Amulete, welche die Damen in Pompeji gegen den „bösen Blick" getragen. Nach der Form dieser Amulete zu schließen, die der keusche Grünspan der Jahrhunderte vergebens zu verhüllen bemüht ist, scheinen dieselben bei den pompejanischen Damen in jenen Leiden Wunder gewirkt zu haben, welche man in unserem Vaterlande durch Pyrawarth und seine Bewohner auf natürlichem Wege zu heben versucht hat. Wenn auch diese Amulete die Damen gegen den bösen Blick bewahrt haben sollten, so dürfte dieses denunciatorische Toilettestück doch in keinem Falle deren Ehemänner gegen die bösen Zungen geschützt haben.

Für Solche, welche sich gerne vergegenwärtigen möch-

ten, wie die Ruinen Pompejis aussehen würden, wenn sie mit schwarzer Farbe übertüncht wären, werden am Ende der Gräberstraße Photographien, die in jener Richtung sehr instruktiv sind, feilgeboten. Ich habe mir zur Erinnerung an Pompeji eine Rechnung aus dem Hôtel „Diomede“ mitgenommen; die Augen gingen mir über, als ich sie zahlte!

Die allgemeine Wehrpflicht.

(November 1868.)

Ich hätte nach meiner Rückkehr aus Italien mein Vaterland unter dem Pseudonym, unter welchem es jetzt in die Oeffentlichkeit tritt, fast nicht wieder erkannt; als Oesterreich habe ich es verlassen, als „österreichisch-ungarische Monarchie“ finde ich es wieder. Ministerwechsel gehören bei uns nicht zu den Seltenheiten, aber daß man auch der Austria ihr symbolisches Portefeuille wegnehmen würde, das sie so lange in Ehren und Züchten getragen, hätte ich nicht gedacht.

Man wird die Arme jetzt wegen ihrer Einseitigkeit in den wohlverdienten Ruhestand versetzen und sich um jüngere Kräfte umschauen müssen, die der neuen österreichisch-ungarischen Zweiseitigkeit des Staates besser Rechnung zu tragen wissen. Für den Fall, als man noch

nicht daran gedacht haben sollte, der Austria einen Nachfolger zu geben, erlaube ich mir, einen solchen in Vorschlag zu bringen. Ich habe nämlich aus Italien einige schöne Erinnerungen und einige schlechte Photographien mitgebracht. Die ersteren beziehen sich nicht auf Oesterreich, unter den letzteren aber befindet sich auch die Photographie der berühmten Skulptur: der schlafende Hermaphrodit, und diesen in Schlaf versunkenen Zwitter empfehle ich als symbolische Figur der österreichisch-ungarischen Monarchie mit Dekret anzustellen.

Der Hermaphrodit ist kein Neuling in Amtsgeschäften, er war schon in den asiatischen Religionen mit der ehrenvollen Mission betraut worden, den Dualismus derselben nach Außen zu vertreten, und man darf sich daher der Hoffnung hingeben, daß er auch als Symbol des politischen Dualismus das in ihm gesetzte Vertrauen nicht täuschen werde. Die bekannte Devise: Bella gerant alii, tu felix Austriae nube — laß Andere sich die Gurgel abschneiden, Dein Weizen, Oesterreich, blüht im Ehebette — wird sich freilich nicht mehr als ganz passend erweisen, da der Zwitter nach der Natur der Dinge im Cölibat zu leben gezwungen und ihm das traurige Los beschieden ist, ein alter Junggeselle und eine alte Jungfer zugleich zu werden. Doch Oesterreich hat ja die Hochzeitsgedanken ohnedies jetzt aufgegeben, denn mit 800.000 Mann im Hause hat man es, Gott sei Dank, nicht mehr nöthig, sich einen Mann zu suchen.

Die allgemeine Wehrpflicht ist ein schöner Gedanke: Jeder soll für die Steuern, die er bezahlt, auch mit seinem Blute einstehen, jeder Oesterreicher wird auf dem

Exerzirplatze für den Tod für seine Vaterländer eingeübt werden, und bei den Menage-Knödeln wird eine spartanische Generation heranwachsen, welcher die feindlichen Bleikugeln ein Spaß sein werden.

In einem Lehrbuche der Geographie kann man vielleicht in Zukunft die nachfolgende Schilderung zu lesen bekommen: Oesterreich ist ein von der Natur reich equipirtes Land, in welchem eine diensttaugliche Bevölkerung in Garnison liegt. Das Land hat nur eine natürliche Grenze gegen Osten: die Militärgrenze, seine anderen strategisch wichtigen Grenzen bilden gegen Westen das Café Daum, gegen Süden das Marine-Ministerium und gegen Norden das Schlachtfeld von Königgrätz. In Oesterreich finden sich vier Naturreiche: das Thierreich, das Pflanzenreich Mineralreich und das Militärreich; die drei ersteren werden für das letztgenannte ausgebeutet und liefern demselben Remonten, Sauerkraut und Kanonen. Die Bewohner haben eine hübsche Naionaltracht, die sich namentlich durch ihre malerischen Aufschläge auszeichnet, dieselbe zu schildern ist uns jedoch unmöglich, da wir nicht alle Jahre eine neue Auflage unseres Buches veranstalten können. Das Volk treibt die verschiedensten Berufsgeschäfte: Artillerie, Infanterie, Kavalerie u. s. w. Der Haupterwerb desselben bildet die Löhnung; wenn das Exerziren gut geräth, kommen auch dreitägige Gratislöhnungen vor. Für den Volksunterricht geschieht hier sehr viel, fast auf jedes Haus kommen zwei Korporale.

Es wird bei der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht Niemanden überraschen, in der Zeitung die Notiz zu lesen: Der durch seine astronomischen Ent-

deckungen berühmte Gemeine X. hatte gestern beim Nachhausegehen das Unglück, einen neuen Planeten zu entdecken und so den Zapfenstreich zu versäumen. Der gelehrte Fachmann ist vorläufig mit einigen blauen Flecken davon gekommen. Das militärische Wesen wird alle Kreise so durchdringen, daß vielleicht Einer einen Todesfall im militärischen Style, wie folgt, anzeigt: Ich melde gehorsamst, daß es dem Himmel gefallen hat, meine einzige Gattin abzuberufen. Ich danke für die gnädige Strafe.

Da die Intelligenz, wenn sie neunundfünfzig Zoll Wiener Maß besitzt, künftighin dem Kalbfelle folgen, und das zweifarbige Tuch Gelehrte, Künstler und Dichter gegen die Unbilden der Witterung schützen wird, so werden die Kasernen und ihre Bewohner sich eines äußerst günstigen Rufes auch bei den gebildeten Ständen außerhalb der Kaserne zu erfreuen haben. Man wird möglicherweise in der ungemein günstigen Rezension eines neuen, anonym erschienenen Drama's die Schlußworte finden: „Kurz, wenn wir aus der streng gegliederten Handlung, aus der vortrefflichen Charakterzeichnung und aus der edlen poetischen Sprache einen Schluß auf die Persönlichkeit des genialen Verfassers ziehen dürfen, so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß derselbe einige Jahre bei dem Fuhrwesen gedient haben dürfte.“

Eine glücklich Liebende schildert in einem Briefe an ihre Freundin den jungen Mann, der ihr Herz gewonnen: „Seine feinen Manieren und seine gewählte Ausdrucksweise hatten mir längst verrathen, daß Karl kein gewöhnlicher Mensch sei. Gestern Abends aber, da er be-

redter als jemals das Glück der Liebe schilderte, durchblickte ich sein Inkognito, und ahnte, daß er Gemeiner bei der Zeugsartillerie sei. Beneide mich, Hermine, ich habe mich nicht getäuscht!“

Ein Dialog im Militär-Kasino.

(Dezember 1868.)

Wie wir in den Zeitungen mit freudigem Erstaunen gelesen haben, hat das Militär-Kasino in Wien den Präsidenten des obersten Gerichtshofes, Herrn v. Schmerling, und den bürgerlichen Handelsmann Herrn Danninger zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Die militärischen Verdienste des Herrn v. Schmerling sind bekannt. — Ihm haben wir es zu verdanken, wenn in einer Zeit, da ein fauler Friede die kriegerischen Sitten der Zeitgenossen zu verweichlichen drohte, die Zöglinge der Theresianischen Ritter-Akademie zu einander: „Tschau, grüß' Dich!“ sagten; er ist durch seine stets bis zum Platzen der Nähte stramm gespannten Beinkleider strebsamer Kadettenjugend ein leuchtendes Vorbild gewesen, und seine Beredtsamkeit in allen militärischen Debatten verrieth, daß in seiner Brust das kriegerische Feuer einer „angebrannten Virginier“ fort und fort glimmte.

Der bürgerliche Handelsmann Herr Danninger ist bestrenommirter Menschenfreund, aber der Mensch fängt ihm erst beim Invaliden an; das leidende Zivile ist ihm gleichgiltig, aber für die Leiden der „abgestellten" Menschheit schlägt ein Grenadierherz in seiner Brust; er ist Spezialist im Trocknen der Thränen, er befaßt sich nämlich nur mit Thränen, die aus dem Auge des Kriegers brechen; das Elend muß bei ihm das Militärmaß haben, erst wenn es jene Schichten trifft, die über 59 Zoll Wiener Maß haben, gebietet er ihm Halt, dann erst wird der bürgerliche Handelsmann zum rettenden Engel, indem er verspricht, die Namen der mildthätigen Spender in der Wiener-Zeitung zu veröffentlichen.

Es mag eine erhebende Szene für ein Kriegerherz gewesen sein, da die beiden Soldatengönner aus dem Zivilstande einander im Militär-Kasino begegneten. Nachdem sich die Beiden warm salutirt hatten, begann Herr v. Schmerling:

— Ah, Sie sind also auch zu den Ehrenmitgliedern „abgestellt" worden, lieber Danninger?

— Zu dienen, Euer Exzellenz!

— Und wann sind Sie „eingerückt?"

— Heute Abends, Exzellenz!

— Ich habe Sie seit der letzten Guglhupfsammlung für einen Invaliden-Weihnachtsbaum nicht gesehen. Wie geht es Ihnen, immer wohlauf?

— Ich danke für die gütige Nachfrage, wie es einem alten Halb-Invaliden gehen kann. Ich bin so von Geschäften überhäuft, wenn ich mich nur einmal — — sammeln könnte.

— Magnifique Idee, daß der Danninger so ins Sammeln vernarrt ist, daß er sich endlich selber sammeln will. Hahaha!

— Es entzückt mich, daß Exzellenz so guten Humors sind. Exzellenz sehen prächtig aus, werden immer jünger, könnte glauben, daß direkt aus Wiener-Neustadt kommen.

— Mein Gott, die Aussicht, daß es bald wieder losgehen wird, konservirt mich. Der erste Kanonenschuß wird mir so gut thun, wie einem Anderen Marienbad-Kreuzbrunn. Doch um von etwas Anderem zu sprechen, wie gefällt es Ihnen hier im Kasino?

— Oh, es ist eine sehr angenehme Garnison. Wo haben Exzellenz Ihr Hauptquartier?

— Ich „liege“ im zweiten Zimmer, ich „fasse“ dort meinen kleinen Schwarzen, denn ich habe erst um sechs Uhr „abgekocht“.

— Das ist spät, ich „füttere“ schon um Ein Uhr, und jetzt denke ich bereits an die Fourage für's Nachtmal. Bei mir ist um zehn Uhr Zapfenstreich und den darf ich nicht versäumen. Uebrigens muß ich auch morgen zeitlich „ausrücken“. Es sollen von einer Seite drei Dutzend gestrickte Socken zu strategischen Zwecken in Aussicht gestellt worden sein, und da muß ich trachten, daß mir kein anderer Patriot mit dem Absammeln zuvorkomme. Heutzutage will ja schon Jeder sammeln.

— Ich habe morgen auch Dienst, lieber Danninger; es kommt nämlich der Schneider ins Theresianum, und ich will die Maßnahmen desselben überwachen. Jetzt, wo der Krieg vor der Thür steht, muß man noch mehr als

gewöhnlich darauf sehen, daß die Montur ordentlich sitzt. Die Hauptsache im Kriege bleibt doch immer, daß man dem Feinde gegenüber nicht den Knopf verliert.

— Es wäre wirklich einmal Zeit, daß der Friede, der Einen an der Erfüllung seiner Berufspflicht hindert, ein Ende nimmt. Wenn ich zwanzig paar Flanelljacken und dritthalb Klafter weiches Holz ausnehme, haben wir vom langen Frieden gar nichts Mildthätiges gehabt. Das unbedeutendste Gefecht mit hundertzwanzig Verwundeten trägt mehr. Bis man jetzt eine Spalte mildthätige Spender zusammenbekommt, könnte man, wenn es halbwegs gut geht, einen ganzen unglücklichen Krieg führen.

— Die Türken sind „schneidige" Leute, lieber Danninger, die sich von einer Konferenz von Zivilisten nicht den Frieden diktiren lassen werden. Sobald diese abgelehnt wird, entrolle ich im Theresianum die Fahne des Propheten und lasse meine Leute im Hofraume türkisch exerziren.

— Den ersten Invaliden, den Euer Exzellenz haben werden, bitte ich mir zur „Betheilung" aus. Hoffentlich wird das gegenwärtige Thauwetter einem tüchtigen Frost Platz machen und ich kann dann nach langer Rastzeit wieder an eine neue Auflage meiner gesammelten Werke in der Wiener-Zeitung gehen: Für einen beim Exerziren erfrornen Theresianisten . . . . . . Von einem unbekannten Wohlthäter: Ein Töpfchen mit „Gefrörbalsam".

— Nur nicht zu früh gejubelt, lieber Danninger, sonst bekommen wir zuletzt einen lokalisirten Krieg und wir haben das leere Nachsehen, wenn die Türken die Griechen niedersäbeln.

— Gott beschütze uns! Es bliebe mir sonst nichts Anderes übrig, als noch in meinen alten Tagen ein türkischer Patriot zu werden und mich auf das Sammeln von Turbans und Tschibuks zu verlegen. Doch ich habe länger geplaudert, als ein Patental-Invalide vom Invalidenhause bis zur Franz-Josephs-Kaserne braucht. Ich muß nach Hause. Empfehle mich gehorsamst.

— Tschau, lieber Danninger!

Mein Monument.

(Jänner 1869.)

Daran muß wohl der Moët-Chandon Schuld gewesen sein, den ich in fröhlicher Gesellschaft getrunken, daß mir in der Neujahrsnacht träumte, der Dr. Ludwig August Frankl gehe mit der Absicht um, mir ein Monument zu errichten. Hätte ich den Traum zu rezensiren, so wäre es mir gewiß ein Leichtes, die inneren Widersprüche desselben nachzuweisen, aber ich bin kein Rezensent, ich begnüge mich, Bericht zu erstatten.

Mir träumte, es sei ein Feiertags-Vormittag, ich liege behaglich auf dem Sofa, rauche eine vortreffliche Zigarre, und ergebe mich gemüthlichen Neujahrsbetrachtungen. Da klopfe es an die Thüre, und auf mein: Herein! trete ein Fremder ernsten und feierlichen Aus-

sehens ein. Der Fremde schritt auf mich zu, und indem er mich grüßte, sagte er: Die Erde sei Ihnen leicht! Was Einem doch die Leute Alles zu Neujahr wünschen, dachte ich, erhob mich aber und fragte: Mit wem habe ich das Vergnügen, zu sprechen? Sie irren sich, erwiderte der Fremde, Sie haben nicht mehr das Vergnügen zu sprechen, Sie haben die Aufgabe, zu schweigen, Sie sind todt!

Oh, ich bitte um Entschuldigung, bemerkte ich, ich bin seit einiger Zeit so zerstreut, daß ich daran wirklich nicht gedacht habe. Was führt Sie aber dann zu mir her? Die einfachste Sache von der Welt, antwortete der Fremde. Herrn Doktor Ludwig August Frankl hat Ihr Tod tief erschüttert, und so hat er beschlossen, Sie vor der Vergessenheit zu bewahren und — — — Friede sei meiner Asche! unterbrach ich den Sprecher erschreckt, als wenn ich schon unter die Füße der Frankl'schen Trauerverse gerathen wäre.

Besorgen Sie nichts, bemerkte der Fremde lächelnd, der Doktor denkt nicht daran, Ihnen einen Nekrolog nachzusenden, vielmehr geht er mit der Idee um, Sie monumental zu behandeln, gleichwie er — es ist Ihnen das vielleicht noch von Ihrem Erdenwallen her bekannt — unserem unsterblichen Schiller ein Monument zu errichten beschlossen hat. Ich bin also nur erschienen, um Ihnen eine frische Subskriptions-Einladung auf das Grab zu legen; und dabei legte der Fremde eine solche auf einen Tabaksaschenbecher. Sie machen mich wirklich erröthen, sagte ich, die Einladung in die Hand nehmend. Eine Redensart, warf der Fremde ein, die für einen Geist nicht am Platze ist, grüßte und entfernte sich.

Ich entfaltete jetzt das Cirkulare, welches ich in der Hand hielt, und sah, daß darin in der That in schwungvollen Worten auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, mir ein Monument zu errichten. Es begann mit der prinzipiellen Behauptung: Er ist dahin! und schloß mit der Versicherung, daß jeder, auch der kleinste Beitrag, mit dem Namen des Spenders in den gelesensten Journalen veröffentlicht werden würde.

Herr Frankl hob in dem Rundschreiben hervor, daß er wohl, ohne unbescheiden zu erscheinen, auf seine langjährige Wirksamkeit in Ansehung der Verschönerung der Verstorbenen Wiens hinweisen könne. In neuester Zeit aber, da der Sinn für das Ideale immer mehr zu entschwinden drohe, liefen die Todten Gefahr, daß die Gedichte Frankl's nicht mehr gelesen würden, so daß dieser einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen meine, wenn er statt des im prosaischen Tageslärm verhallenden „Nachrufes“ ein solideres Erinnerungs-Material wähle. Bei der Wahl eines solchen sei er auf den sogenannten Marmelstein verfallen, welcher allerdings einen Mangel habe, der ihn möglicherweise in den Augen solcher, die an dem Ueberlieferten festhalten, als nicht geeignet erscheinen lassen könnte, an die Stelle der Nekrologe Frankl's zu treten, die sich so schnell, eine allgemeine Beliebtheit zu erringen wußten.

Der Fehler des genannten sonst in jeder Beziehung vorzüglichen Materials liege in dem Vorurtheile der Leute, daß man nur wirklich großen Männern Marmorstatuen errichten solle, während doch die Gegenwart einen fühlbaren Mangel an solchen habe, und diese daher nicht in

der so wünschenswerthen raschen Aufeinanderfolge stürben. Nun aber habe er, Frankl, ohne große Opfer an Zeit und Mühe zu scheuen, alljährlich zwei bis drei, in guten Jahren auch sechs Nekrologe errichtet, und sollten die Verstorbenen nicht zu kurz kommen, so müßten die Lebenden, da der Marmor an die Stelle des Nekrologes zu treten habe, mit der Ueberlieferung brechen, als wenn nur bedeutende Menschen auf jenen Anspruch hätten.

Ihn, Frankl, habe eben jetzt, wo er eine Subskription für ein Schiller-Monument geschaffen, der Gedanke gepackt, daß gerade die sogenannten unvergeßlichen Männer der Nation am wenigsten einer Statue bedürften, weil ja die Erinnerung an sie ohnehin, um einen liebgewordenen Ausdruck zu gebrauchen, in jedes Herz mit unauslöschlichen Lettern eingegraben sei. Also nicht den großen Männern der Nation, die es Gott sei Dank nicht nöthig hätten, sondern den Unbedeutenden solle die Nachwelt Monumente errichten.

Man werde ihn also nach dem Angeführten nicht der Selbstüberschätzung zeihen, wenn er auch dem Verfasser der „Wiener-Spaziergänge“, der mit gewohnter Pünktlichkeit am letzten Sonntage in ein besseres Jenseits spazieren gegangen, eine Statue zu errichten gedenke.

Die „Beschaffung der Mittel“ für eine solche sei die herkömmliche. Nur habe er wegen der Neuheit des Falles statt der bisher üblichen zwei Comités, eines Herren- und eines Damen-Comités nämlich, diesmal drei Comités gebildet, indem er, um auch hartherzige Menschen, welche unempfindlich gegen Männerbitten und Weiberthränen seien, zu rühren, ein unschuldvolles Kinder-

Comité hinzugefügt habe. Er, seine Gemalin und sein erstgeborenes Knäblein seien, einem ehrwürdigen Gebrauche folgend, Obmann, Obfrau und Obkind der bezüglichen drei Comités.

Nachdem sich aber die Menschen amüsiren wollen, wenn sie schon löbliche Zwecke verfolgen sollen, habe man „zum Besten" eines Denkmals für den Wiener Spaziergänger die übliche pikante Theatervorstellung arrangirt. Auch diesmal wieder habe Herr Direktor Ascher mit Thränen im Auge sein Theater unentgeltlich zur Verfügung gestellt, und ebenso habe der Herr Intendant der Hoftheater das Unternehmen mit allen seinen männlichen und weiblichen Kräften zu unterstützen zugesagt.

Man sei unter so günstigen Umständen auf die glückliche Idee gerathen, ein Ballet aufzuführen, welches, um eine größere Anziehungskraft auf das Publikum auszuüben, von den Mitgliedern des Burgtheaters getanzt werden solle, und in welchem, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, die Männerrollen durch Damen zu besetzen in der Absicht des Comités liege. Um den Reiz noch zu erhöhen, füge man bei, daß Herr Mosenthal das Ballettextbuch zu dichten versprochen unter der Bedingung, daß er im voraussichtlichen Applausfalle berechtiget sei, sich von der Bühne aus dreimal gegen das Publikum zu verneigen.

Ich war fast zu Thränen gerührt, als ich diese Subskriptions-Einladung für mein Monument gelesen hatte, und ich sah ein, daß man eben selber verstorben sein müsse, um die Verdienste des Herrn Frankl würdigen zu können. Der Einladung lag auch ein Subskriptionsbogen

bei. An der Spitze desselben stand ein Millionär, welcher erklärte, daß er zwar niemals von mir etwas gehört habe, daß er aber mit Rücksicht darauf, daß im Comité ein Baron sitze, sich entschlossen habe, einen Beitrag von zehn Gulden zu spenden.

Ich hatte von diesem Akte der Großmuth kaum Kenntniß genommen, als unterirdische Töne an mein Ohr drangen, die mir fast von meinem Hausmeister herzurühren schienen. Ich schlug die Augen auf, da stand dieser in der That vor meinem Bette und hielt eine sinnige Ansprache an mich, in der er, o Ironie! mir, dem Verstorbenen, Gesundheit nnd langes Leben wünschte.

Ich wollte ihn schon an den Doktor Frankl anweisen, da wurde ich munter. Ich gab dem treuen Hüter des Hauses fünf Gulden, bei mir denkend: Schade, daß ich dieses Geld nicht dem Doktor Frankl für mein Monument zukommen lassen kann. Es wäre eine angenehme Neujahrsüberraschung für ihn gewesen.

Ein Attentat auf den Großherzog von Weimar. — Eine neue koburg'sche Medaille.

(Februar 1869.)

Auch das Großherzogthum Weimar hat jetzt seinen Möros. Zu der Equipage des Großherzogs schlich, wie die Zeitungen berichten, ein betrunkener Zuckerbäcker, den

Regenschirm im Gewande — „ihn schlugen die Häscher in Bande". Was der Attentäter mit dem Regenschirme gewollt, ob er nur mit Zuhilfenahme desselben das Großherzogthum vom „Tyrannen" zu befreien sich vermaß, oder ob er etwa in seiner Verblendung für den dem Zuckerbäckergeschäfte so gefährlichen Eismangel den Monarchen verantwortlich machen wollte, ist bis jetzt nicht eruirt.

Die Aufregung der Weimarer war eine ungeheuere. Auf den Straßen sah man Gruppen von zwei, auch drei Personen, die ängstlich den grauenhaften Vorfall besprachen; ein Berittener wurde sichtbar, und dieses seltene Ereigniß vermehrte noch das allgemeine Entsetzen; die fabelhaftesten Gerüchte waren in Umlauf: Der fanatische Zuckerbäcker solle die Spitze seines Regenschirmes vor dem Attentate in Gift getaucht haben, und die einzige Wöchnerin, deren sich Weimar erfreute, solle aus Schrecken mit einem Kinde niedergekommen sein, dessen Kopf die Form einer Apfeltorte habe. Es geschahen Zeichen und Wunder, denn ein tauber Hofrath wollte Jemanden rufen gehört haben: Es lebe die Republik! In allen Kirchen wurden Tedeums abgehalten, und ein Prediger wies darauf hin, wie der Großherzog unter dem Schirme einer höheren Macht gestanden, so daß ihm ein Schirm zu 2 Thaler 10 Sgr. nichts anhaben konnte. Die Papiere des verruchten Zuckerbäckers wurden vom Gerichte mit Beschlag belegt und die vorgefundenen Bonbons versiegelt.

Die officielle Zeitung brachte eine lorbeerumschlungene Ode, und ein Bulletin, welche das großherzogliche Fieber als im Abnehmen begriffen erklärte. Sie dementirte das Gerücht, als wenn man bei dem Hochverräther koburg'-

sches Geld gefunden hätte, und constatirte es mit Genugthuung, daß derselbe kein gebürtiger Sachsen-Weimar-Eisenacher, sondern ein eingewanderter Sachsen-Meiningen-Hildburghausener sei. Gleichzeitig versprach sie eine Reihe von Artikeln über „die Schreckenstage von Weimar“. Ein Erlaß der Regierung steht bevor, welcher die Regenschirme unter die verbotenen Waffen einreiht, und die Einfuhr derselben aus dem Auslande bis auf Weiteres untersagt, ein Verbot, das sich um so eher rechtfertigen lasse, als jeder Freund der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, so lange sich die Gemüther nicht beruhigt hätten, ohnehin zu Hause bleiben werde, und daher den Unbilden der Witterung nicht ausgesetzt sei.

Während so der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach fast wie durch ein Wunder einem Parapluie entronnen ist, weilt im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha holder Friede, süße Eintracht, so daß der glückliche Regent dieses Landes neuerdings daran gehen konnte, eine Medaille zu gründen, und zwar diesmal „für weibliche Verdienste“. Worin diese weiblichen Verdienste bestehen sollen, haben die Zeitungen, welche die Nachricht von der weiblichen Geschlechtsmedaille brachten, leider nicht erwähnt. Wenn der große Napoleon Recht hätte, welcher die Aufgabe des schönen Geschlechtes darin fand, in möglichst rascher Aufeinanderfolge gesegneten Leibes zu sein, so wären auch die weiblichen Verdienste nach dieser schönen Richtung hin zu suchen.

Es könnte sich dann der Fall ereignen, daß Frauen ihren Mann nur aus Ehrgeiz nach einer Medaille anhaltend lieben, oder demselben aus übertriebenem Ehr-

gefühle untreu würden, falls er die Vorbedingungen für eine solche Medaille seinerseits nicht zu erfüllen im Stande wäre. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß ein Beschützer der Künste, wie der Herzog von Koburg, sich auf den gemeinen Rekrutirungs-Standpunkt Napoleon's bei Beurtheilung der weiblichen Verdienste stellen sollte.

Vielleicht wären die mit einer Medaille zu belohnenden Verdienste auf dem so großen Gebiete weiblicher Handarbeiten zu erwerben. So wie gegenwärtig selten ein lyrischer Ordensbettler die Schwelle des großmüthigen Herzogs von Koburg unbeschenkt verläßt, so würde dann der Herzog Damen, die ihm ihre tiefgefühlten weiblichen Handarbeiten übersenden, noch weniger eine Medaille verweigern. Wir würden dann etwa folgendes Schreiben an eine vaterländische Handarbeiterin in den Zeitungen zu lesen bekommen:

„Se. k. Hoheit haben die von Ihnen übersendeten sechs Paar Strümpfe anzunehmen, und sich über diesen Ihren gelungenen Erstlingsversuch sehr beifällig zu äußern geruht. — Ihren Strümpfen liegt eine einfache Idee zu Grunde, für deren Ausführung die von Ihnen gewählte streng gegliederte knappe Form am passendsten erscheint. Indem ich Ihnen zum Schlusse noch die erfreuliche Mittheilung mache, daß bereits zwei Exemplare Ihrer schönen Arbeit in der Wäsche sind, beehre ich mich, Ihnen im Auftrage Sr. k. Hoheit die beiliegende Medaille für weibliche Verdienste zu übersenden."

Will man auch diese prosaischen Verdienste nicht als medaillenfähig anerkennen, so blieben nur mehr die sogenannten weiblichen Tugenden zur Auszeichnung durch

eine Medaille übrig. Aber wie soll beispielsweise einer Bittstellerin, wenn sie sich auch im Besitze einer sehr bedeutenden Schamhaftigkeit weiß, und für diese eine Medaille in Anspruch nehmen will, der Nachweis dieser ihrer Tugend gelingen? Soll sie sich dieselbe durch ihr Kammermädchen, oder durch ihren Schwimmmeister, oder durch einen Herrn, der sie bei der „schönen Helena“ erröthen sah, bezeugen lassen. Oder soll eine Dame, die ihre Keuschheit am Koburg'schen Hofe zu Medaillenzwecken geltend machen will, zu dem Frechen, dem ein Angriff auf dieselbe mißlungen ist, etwa sagen:

Möchten Sie wol so gefällig sein, mein Herr, mir über meinen moralischen Abscheu vor Ihnen eine schriftliche Bestätigung zu geben?

Aus allen dem geht hervor, wie schwer es ist, die weiblichen Verdienste zu errathen, welche der Herzog von Koburg mit seiner neu gegründeten Medaille für weibliche Verdienste zu belohnen vorhat. Vielleicht geht man daher nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Herzog keine specifisch weiblichen Verdienste durch die Medaille auszeichnen will, sondern nur dieselben Verdienste, die ihm beim Manne so ordnungsmäßig erscheinen, die verdienstvollen Bestrebungen nämlich, etwaige Gedanken in minder oder mehr mißlungener Weise in gebundener Sprache zum Ausdrucke zu bringen.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	3
Der Maulaufreißer von Wien	5
Das Eugen-Monument	8
Der Ballchronist	11
Eine Badereise nach Reichenau	13
Die Mimisch-Plastischen	20
Ein volkswirthschaftlicher Damenverein	24
Das Kombinations-Genie	27
Die Prater-Ausstellung	31
Meine Uebersiedlung aus dem „Lokal-Anzeiger" der „Presse" in das Hauptblatt	37
Neue Zigarren	41
Mein Freund!	45
Die Entreprise des pompes funèbres	48
Die ethnographische Ausstellung in Moskau	51
Ungarische Brüder	56
Die Karrikatur der Karrikatur	58
Der Fälscher Pelka von Osorio	63
Eine Meyeradresse	66
Der Schulz von Altenbüren	70
Der Prozeß Ebergenyi	76
Die Zeitungsnotiz	80
Die Höflichkeit beim Exerzieren	85
Ein Zimmer für einen Herrn Reichsrath	88

Seite

Ein Hundstag 96
Reisebriefe aus Slovenien 102
Politische Diebe 126
Eine Konkordats-Jungfrau 130
Eine Weihnachtsrede an die Kinder 136
Kohlen! 139
Der Prozeß gegen den Wechselfälscher Raymond 142
Die Poesie des Selbstbewußtseins 147
Die bösen Zungen 152
Die Affaire Bartels im Abgeordnetenhause 157
Dante und Swift auf dem Turf 161
Kein protestantischer Dekan 166
Ein ultramontaner Friseur 170
Das Gebetsgeschäft 174
Vom 3. deutschen Bundesschießen 179
Die neue Kreuzersteuer 184
Ein Künstlerbankett 188
Ein spanisches Trauerspiel 193
Addio! 198
Reisebriefe aus Italien 201
Die allgemeine Wehrpflicht 229
Ein Dialog im Militär-Kasino 233
Mein Monument 237
Ein Attentat auf d[illegible] Eine
. 243




A000005802401